DIE ERBSCHAFT ODER DES GOLDES FLUCH UND SEGEN: EIN LEBENSBILD...

August Kretzschmar



Die Erbschaft

oder

Des Goldes Fluch und Segen.

Ein Lebensbild

von

August Kretzschmar.



Erster Band.

Leipzig, 1868.
Verlag von C. F. Schmidt.





Druck von F. W. Gleißner in Plauen.



Die Erbschaft.

Erstes Kapitel.

Bei dem armen Notar.

„Schlaf, schlaf mein Kind,“ sagte eine noch junge, aber sehr bleiche, abgezehrte Frau, die an dem dürftigen Lager eines kleinen, etwa dreijährigen Mädchens saß.

Die unstät umherirrenden, unheimlich leuchtenden Augen der Kleinen, ihre dunkelroth glühenden Wangen, der Schweiß, der ihr in dicken, zitternden Perlen auf der Stirn stand, das selbst in einer Entfernung von vier bis fünf Schritt noch deutlich hörbare Pochen des Herzens — alles dies verrieth, daß das Kind von einem bösen Fieber gequält ward, welches, wenn nicht bald eine günstige Wendung eintrat, diesem zarten Leben in wenigen Tagen, ja viel-

leicht schon in wenigen Stunden ein Ende machen mußte.

„Schlaf, schlaf mein Kind!“ wiederholte die arme Mutter, indem sie die feuchte, klebrige Hand des Kindes an ihre bebenden Lippen drückte. „Schlaf, mein Lenchen, und wenn Du wieder aufwachst, so wirst Du gesund sein.“

„Und ist dann auch Papa wieder da?“ fragte die Kleine, deren in dem kindischen Hirn sich wild kreuzende Gedanken immer wieder auf diese, von ihr wohl schon hundertmal gethane Frage zurückkamen; „ist dann auch Papa wieder da?“

„Ja, ganz gewiß ist er dann wieder da,“ antwortete die bleiche Mutter im Tone fester Ueberzeugung.

Diese Ueberzeugung war eine erheuchelte, denn schon seit zwei Tagen sah die Mutter der Rückkehr des Vaters, obschon bis jetzt vergebens, entgegen.

Sie war deshalb auch jetzt keineswegs überzeugt, daß der, nach welchem die Kleine so unaufhörlich und so ängstlich fragte, bei ihrem Erwachen wirklich wieder da sein würde, und sie sagte es blos, um das Kind zu beschwichtigen und zum Einschlafen zu bringen.

Es war ein frommer Betrug.

Zum Glück schien derselbe von dem gewünschten Erfolge begleitet sein zu sollen.

Die kleine Patientin schien durch die im Tone so bestimmter Zuversicht ausgesprochenen Worte ihrer Mutter wirklich beruhigt zu werden.

Nachdem sie die Augen einige Secunden lang auf das bleiche mütterliche Antlitz geheftet, schloß sie dieselben und wenige Minuten später sah und hörte man an dem ruhiger und immer gleichmäßiger werdenden Athemzuge, daß der so lange herbeigesehnte Schlaf sich endlich wirklich eingefunden hatte.

„Gott sei Dank, sie schläft!“ flüsterte die arme Mutter mit frommem, dankbarem Aufblick gen Himmel. „Nun kann ich vielleicht auch ein wenig ruhen.“

Indem sie dies aus Furcht, den eben erst beginnenden Schlaf der Kleinen zu stören, mehr dachte als sagte, erhob sie sich von dem alten, wackeligen und sonst noch schadhaften Rohrstuhl, auf welchem sie bis jetzt am Lager des kranken Kindes gesessen, stellte ein krummgebogenes breites Stück Pappe als Schirm vor das mattbrennende Nachtlicht, einen sogenannten Schwimmer, und bewegte sich dann einige Schritt nach einem Winkel des kleinen Zimmers.

Hier stand ein von Alter und Gebrauch ganz schwarz und blank gewordener, mit Leder überzogener,

Armstuhl, dessen Sitz so tief war, daß die Person, welche darin Platz nahm, die Füße unwillkürlich lang vor sich hinstreckte und dann, wenn sie Kopf und Rücken an die breite schräge Lehne zurückfallen ließ, sich in einer mehr liegenden als sitzenden Stellung befand.

Daß eine solche Lage eine höchst bequeme und die Ruhe fördernde ist, weiß Jeder, der einmal in einem so altmodischen Möbel gesessen hat, aus eigner Erfahrung.

Die zum Schlaf einladende Eigenschaft des alten Stuhls bewährte sich auch in dem gegenwärtigen Falle, denn kaum hatte die arme bleiche Mutter darin Platz genommen und das müde, sorgenschwere Haupt an die Lehne zurücksinken lassen, so schloß auch schon der Traumgott sie in seine mitleidige Umarmung und ließ sie, wenigstens auf eine kurze Spanne Zeit, den Jammer vergessen, der sie, so lange sie wach war, unabläßig quälte.

Aus dem Umstande, daß die Beleuchtung des Zimmers mittelst eines armseligen Nachtlichts bewirkt ward, darf man nicht schließen, daß die Nacht schon weit vorgerückt gewesen wäre.

Im Gegentheile, es war noch ziemlich zeitig, etwa acht Uhr Abends. Man stand jedoch erst im zweiten Monat des Jahres, wo der Tag ein immer

noch sehr kurzer ist, so daß draußen schon seit länger als zwei Stunden vollständige Dunkelheit herrschte.

Das armselige Nachtlicht brannte einfach aus dem Grunde, weil es von allen Beleuchtungsarten die wohlfeilste war.

Die Armuth, welche in diesen engen Räumen herrschte, war so bitter und so groß, daß von Paraffinkerzen, Moderateurlampen, Gasflammen und andern dergleichen Lichtquellen, welche in den Wohnungen der Mehrbemittelten die Nacht in Tag verwandeln, nicht die Rede sein konnte.

Sogar ein einfaches Talglicht wäre hier, wo es an Brot zum Sattessen fehlte, ein unverzeihlicher Luxus gewesen.

Draußen in den Straßen der bedeutenden Provinzialhauptstadt, in welcher dieser erste Akt unserer Geschichte spielt, herrschte daher auch noch reges Leben.

Da mehrere der Personen, welche in diesem Drama auftreten, noch am Leben sind, so verbietet uns die Discretion, den wirklichen Namen dieser Stadt zu nennen, weshalb wir sie hier mit dem fingirten Namen Waldenburg bezeichnen.

Der Lärm der rollenden Equipagen, Droschken, Omnibusse, Lastkarren und anderer Fuhrwerke, drang zuweilen bis in das kleine Nebengäßchen herein, wo

das Haus stand, in dessen oberste niedrige Räume wir den Leser eingeführt haben.

Dieses Geräusch war, als die arme Mutter seit etwa einer Viertelstunde eingeschlafen war, einmal so stark, daß es nicht blos von den andere Straßen passirenden Fuhrwerken herrühren konnte, sondern gleichzeitig und zwar hauptsächlich von einem, welches in das Nebengäßchen selbst hereinkam und vor dem Hause, von welchem wir eben sprechen, Halt machte.

Die Schlafende hörte davon nichts, denn sie schlief ganz fest.

Hätte sie aber auch etwas davon gehört, so würde sie dennoch nicht, wie man vielleicht glaubt, auf die Vermuthung gekommen sein, daß es ihr schon seit drei Tagen stündlich erwarteter Mann sei, der endlich auf diese Weise wieder heimkehre.

Sie wußte, daß ihm keine stolze Carrosse, ja bei der tiefen Ebbe seiner Finanzen nicht einmal eine simple Droschke zur Verfügung stand, und daß er ganz auf dieselbe Weise, wie er fortgegangen, auch wieder zurückkommen würde, nämlich schlicht zu Fuße, wie es sich für arme Leute gehört.

Sobald der Wagen vor dem unscheinbaren Hause Halt gemacht, öffnete sich der Schlag und es stieg ohne weitere Beihülfe eine hochgewachsene stattliche Dame heraus, deren Bewegungen unverkennbar jugendlich

waren und in Bezug auf welche man, trotzdem, daß sie jetzt einen langen, weiten Mantel übergeworfen und dadurch ihre übrige Kleidung unsichtbar gemacht, sofort errieth, daß sie der feinen, eleganten Welt angehörte.

Ihren Kutscher schien sie schon vorher genau instruirt zu haben, denn dieser drehete, nachdem er seine Pferde angehalten, blos ein wenig den Kopf herum und fuhr dann, sobald die Dame die Wagenthür hinter sich wieder ins Schloß geworfen, rasch weiter in das Gäßchen hinein oder vielmehr auf der Seite wieder aus demselben hinaus in eine der beiden größeren Straßen, in welche es rechts und links einmündete.

Fast gebückt schritt die Dame über die Schwelle in die Hausflur, welche spärlich von einer knisternd brennenden Oellampe erleuchtet ward, die in einer an der Wand befestigten aufwärts gerichteten Glasglocke hing.

In dem Erdgeschoß des Hauses befand sich eine kleine Kneipe, die vorzugsweise von Eckenstehern, Packträgern, Dienstmännern, Handarbeitern, und andern dergleichen Leuten besucht ward.

Solche Gäste sprechen, besonders wenn ihrer viele beisammen sind und sie in Folge der genossenen Getränke „mobil" zu werden anfangen, in der Regel

nicht durch die Fistel und thun auch sonst, was Aufschlagen mit den Fäusten auf die Tische und Stampfen mit den Füßen auf die Dielen betrifft, sich nicht gern Zwang an.

Auch in dem gegenwärtigen Augenblicke ging es in der kleinen Kneipe, welche gerade in den Abendstunden von Sieben bis Zehn in der Regel am stärksten besucht ward, sehr laut und geräuschvoll zu.

Diesem Umstande hatte die Dame es zu danken, daß nicht blos das Vorfahren ihres Wagens unbemerkt blieb, sondern daß sie auch völlig ungesehen die Hausflur passiren und die erste Treppe ersteigen konnte.

Diese erste Treppe — es gab deren im ganzen Hause überhaupt nur zwei — ward noch nothdürftig von der in der Hausflur brennenden Oellampe erleuchtet.

Oben aber, auf dem Vorplatze der ersten Etage oder vielmehr des ersten Stockwerks — Etage ist für ein solches Haus ein zu feiner Ausdruck — herrschte völlige Finsterniß.

Dieser Vorplatz führte zu dem Wohnzimmer des Wirths, eines alten Mannes, der mit seiner ebenso alten Frau sein ganzes Geschäft allein besorgte und dem zufolge jetzt unten in der Gaststube thätig war.

Das Wohnzimmer war daher leer und verschlossen.

Die Dame schien die erschwerenden Umstände, von welchen der Besuch eines solchen Hauses zur Abendzeit begleitet zu sein pflegt, vorausgesehen zu haben.

Als sie die erste Treppe erstiegen hatte und auf dem dunkeln Vorplatz stand, nahm sie, ehe sie weiterging, aus der Tasche ihres Mantels eines jener niedlichen Feuerzeuge hervor, die so ungemein praktisch sind.

Sie bestehen in einem blechernen Büchschen, welches Streichwachskerzen enthält. Man nimmt eins davon heraus, setzt es durch Anstreichen an der Mauer in Brand, steckt es dann in die auf dem Deckel des wiedergeschlossenen Büchschens angebrachte Dille und kann sich damit, wie mit einem kleinen niedlichen Leuchter, drei, ja wenn es sein muß und man sich dazuhält, vier Treppen hoch hinaufleuchten.

Nachdem die Dame sich auf diese Weise Licht verschafft, wollte sie ihren Weg weiter fortsetzen und auch die zweite Treppe hinaufsteigen, wo sie dann, wie sie wußte, das Ziel ihrer Wanderung erreicht hatte.

Als sie jedoch an der ersten Thür, die, wie wir soeben bemerkt, zum Wohnzimmer des Haus- und

Schankwirths führte, vorbei war, bemerkte sie noch eine zweite Thür und an dieser ein Namenschild, dessen schöne, große, goldene Buchstaben auf dunkelblauem Grund mit breitem, ebenfalls goldenem Rande zu der Armseligkeit, die sonst in diesem Hause zu herrschen schien, einen seltsamen Gegensatz bildeten.

Die Dame hob ihren kleinen zierlichen Leuchter zu dem Schild empor und las:

„Laura."

Nur dieser Vorname stand da; ein Familienname war nicht beigefügt.

„Sonderbar!" murmelte die Dame, nachdem sie gelesen, kopfschüttelnd, schien sich aber durch diese Wahrnehmung von der eigentlichen Absicht, in welcher sie gekommen, nicht abwendig machen lassen zu wollen.

Sie wendete sich deshalb von der Thür hinweg und wollte eben den Fuß auf die in unmittelbarer Nähe beginnende zweite Treppe setzen, als plötzlich die Thür mit dem schönen Namenschild aufgeworfen ward.

In dem auf diese Weise freigewordenen Rahmen und in der zwiefachen Beleuchtung des in der Stube auf einem Tische stehenden Lichts und des Wachskerzchens, welches die Dame in der Hand hielt, ward

eine Erscheinung sichtbar, welche man in diesem Hause nicht so leicht gesucht hätte.

Es war eine junge Dame von eben so stattlichem, aber fast noch höherem Wuchse, als die, welche jetzt überrascht einen Schritt vor ihr zurücktrat.

Rabenschwarzes Haar fiel in langen Locken auf blendend weiße Schultern herab, die Augen, aus welchen südliche Gluth leuchtete, hefteten sich mit durchbohrendem, fast wildem Ausdruck auf die unbekannte Besucherin und die trotzigvollen Lippen des kleinen Mundes öffneten sich zu der in ziemlich gutem Deutsch, aber gleichwohl mit fremdartigem Accent ausgesprochenen Frage:

„Was wollen Sie? Wen suchen Sie hier?"

„Ich will zu Frau Notar Hammermeister," antwortete fast verblüfft die Gefragte und betrachtete die ganz in schwarze Seide gekleidete Gestalt, die, wie aus ihrer Miene und dem Ton ihrer Worte hervorging, jedenfalls geglaubt hatte, daß die sich ihrer Thür nähernden Tritte einer ganz andern, vielleicht mit Sehnsucht erwarteten Persönlichkeit angehörten.

„Die wohnt eine Treppe höher," sagte die schöne Brünette und schlug dann ohne Weiteres die Thür mit einer Heftigkeit zu, welche dem Gefühl getäuschter Erwartung unzweideutigen Ausdruck lieh.

Zweites Kapitel.

Die Schwestern.

Als die schwarz gekleidete zürnende Erscheinung wieder hinter ihrer Thür verschwunden war, wendete sich die von ihr so kurz abgefertigte Dame wieder nach der Treppe und stieg dieselbe nun unverweilt und mit rascherem Schritt hinauf, als sie wahrscheinlich gethan haben würde, wenn dieses unerwartete Intermezzo nicht stattgefunden hätte.

Der Anlaß zu dieser schnelleren Bewegung lag theils in dem Umstand, daß das Wachskerzchen auf dem kleinen improvisirten Leuchter binnen wenigen Secunden zu Ende zu brennen drohete, theils in der sehr natürlichen Aufregung, in welche die Dame durch eine Begegnung versetzt worden, durch die sie nicht blos höchlich überrascht ward, sondern die auch eine Menge seltsame, wenn gleich unklare Gedanken in ihr anregen mußte.

Es dauerte daher nicht lange, so stand sie vor

der Thür, an welcher ein weit einfacheres uud zwar nur aus einem mit Feder und Tinte beschriebenen Zettel bestehendes Thürschild ihr, wenn sie es nicht bereits gewußt, gesagt hätte, daß hier die Wohnung des Notars Heinrich Hammermeister war.

Nachdem sie sich hiervon zum Ueberfluß durch Beleuchtung des Namens mit ihrem Licht überzeugt, blies sie dasselbe aus und pochte leise an.

Es erfolgte keine Antwort und nachdem die Dame das Pochen mit demselben Mangel an Erfolg wie das erste Mal wiederholt, wartete sie nicht länger, sondern öffnete die Thür und trat ein.

Ein einziger Blick genügte, um ihr zu sagen, weshalb ihr Pochen unbeantwortet geblieben.

In dem alten Lehnstuhl saß die arme, selbst kranke und von vielen Nachtwachen ermattete Mutter in so festem Schlaf, daß es eines weit stärkeren Geräusches, als dessen, welches die Eintretende machte, bedurft hätte, um sie zu erwecken.

„Ah, da sitzt sie und schläft, die arme Charlotte!“ murmelte die Dame unhörbar, indem sie dicht an der Schwelle stehen blieb und dann, nachdem sie ihren Blick einige Secunden lang auf der Schlummernden ruhen gelassen, denselben in dem ärmlichen Zimmer umherschweifen ließ.

Trotz der kärglichen Beleuchtung, die, wie wir

wissen, blos aus einem mattflackernden „Schimmer“ bestand, waren bei der Kleinheit des Zimmers und der geringen Anzahl der darin befindlichen Gegenstände dieselben doch deutlich sichtbar.

In dem Winkel, welcher dem, worin der Lehnstuhl mit der Schlafenden stand, entgegengesetzt war, stand das Bett des kranken, jetzt ebenfalls schlafenden Kindes mit dem alten Rohrstuhl daneben.

Dem Bett gegenüber, im dritten Winkel des Zimmers, sah man einen kleinen schwarzblechernen sogenannten Windofen, in welchem einige glimmende Torfziegel nicht blos das Zimmer, sondern auch einige Gefäße erwärmten, die in einigen in dem obern Theil des Ofens angebrachten Vertiefungen standen und theils dünnen Kaffee für die Mutter, wenn sie sich wach halten wollte, theils Thee für das kranke Kind, theils einige andere einfache Nahrungsmittel enthielten.

Der vierte Winkel des Zimmers war der, in welchem die Thür angebracht war. Diese ließ blos noch Platz für eine kleine Kommode, die als Stand- und Aufbewahrungsort verschiedener zum täglichen Gebrauche bestimmter Geräthschaften und Gegenstände diente.

In der Mitte des Zimmers stand ein länglich runder Tisch von den geringen Dimensionen, welche

alle Gegenstände, die in diesem beschränkten Raum Platz finden sollten, haben mußten.

Trotz seiner Kleinheit hatte das Zimmer doch nicht weniger als drei Fenster, die aber natürlich sehr niedrig und schmal waren und sich ziemlich dicht beisammen befanden.

In der Nähe des ersten stand das Bett des kranken Kindes, in der des dritten der alte Lehnstuhl und an dem mittelsten ein Schreibtisch.

Dieser war, wie mit Gewißheit zu vermuthen stand, das Terrain, wo der jetzt abwesende Notar die Thätigkeit entwickelte, auf deren Ertrag er sich mit den Seinigen hinsichtlich seiner Subsistenz angewiesen sah.

Diese Thätigkeit konnte aber, wenigstens in der letzten Zeit, keine sehr eifrige oder anhaltende gewesen sein. Die sehr wenigen Scripturen, welche auf dem Schreibtische und in den unterhalb zu beiden Seiten angebrachten Fächern lagen, so wie das eingetrocknete Tintenfaß und die nur noch Stummel zu nennenden zwei oder drei Federn, welche daneben lagen, bewiesen, daß hier die advocatorische und Notariatspraxis sich in einem sehr enggezogenen Kreise bewegte, ja vielleicht seit einiger Zeit gänzlich stillstand.

Seitwärts von dem Schreibtisch, zwischen dem

mittelsten und dem dritten Fenster, hing ein kleiner schmaler Spiegel, welcher mit einigen auf der anderen Seite und seitwärts über dem Bett der Kleinen hängenden verräucherten Lithographieen unter Glas und Rahmen den einzigen Schmuck ausmachte, welchen diese Wohnung der Dürftigkeit aufzuweisen hatte.

Alles dies überblickte die Dame in dem langen Mantel binnen wenigen Secunden und that dann zwei oder drei Schritte vorwärts, bis sie in der Mitte des Zimmers an dem ovalen Tisch stand.

„Arme Charlotte!“ wurmelte sie wieder so unhörbar wie das erste Mal.

Zugleich legte sich ein häßlicher Ausdruck über ihre sonst schönen und regelmäßigen Züge und sie fuhr in demselben leisen Tone fort:

„Du sitzest, wie ich sehe, in der That in keinem Rosengarten und scheinst sogar noch ärmer und unglücklicher zu sein, als man mir erzählt hat. Es ist Dir aber schon recht.“

Nachdem sie dies gesagt, wendete sie ihren Blick von der schlafenden Mutter hinweg auf die ebenfalls schlafende Kleine. Sie war nicht selbst Mutter, aber der Anblick des kranken Kindes schien in dem harten Herzen, welches sich durch die so eben gesprochenen unfreundlichen Worte verrathen, doch sanftere Gefühle zu erwecken.

Sie näherte sich mit behutsamem, lautlosem Schritt, setzte sich eben so geräuschlos auf den am Bett stehenden alten Stuhl und betrachtete die Kleine mit Blicken, in welchen sich die erwachten sanftern Empfindungen mit dem Ausdruck eines gleichzeitigen ununterdrückbaren Grolls auf seltsame Weise mischten.

„Ja, ja," sagte sie leise, nachdem sie Lenchens Züge eine Weile mit ihren stechenden dunkelbraunen Augen betrachtet; „das ist sein Kind und er könnte es nicht verleugnen. Das ist, wenn auch in kleinem Maaßstabe, dieselbe freie Stirn, das ist derselbe schön geformte Mund, das ist dieselbe gerade schlanke Nase, das sind dieselben schmalen langen Hände — mit einem Worte, wenn dieses Kind kein Mädchen wäre, so würde es in zwanzig Jahren ganz dieselbe Erscheinung darbieten, durch welche sein falscher, verhaßter Vater mein unerfahrenes, leichtgläubiges Herz und Auge blendete."

Während der Schlaf der Mutter im Lehnstuhl ein fast todtenähnlicher zu sein schien und alle ihre Glieder in die Fesseln der Unbeweglichkeit geschmiedet hielt, war der der kleinen Helene ein sehr unruhiger.

Das kranke Hirn in dem kleinen Kopfe arbeitete unaufhörlich und zauberte die wunderlichsten kindisch-abenteuerlichen Phantasmagorien hervor, die es fortwährend quälten und beunruhigten und die Kleine

nicht zu dem eigentlichen stärkenden und beschwichtigenden Schlafe kommen ließen, der allein eine günstige Wendung in ihrem gefährlichen Zustande herbeiführen konnte.

Von Zeit zu Zeit warf sie das Köpfchen hin und her, wie um ein kühles Plätzchen zu suchen, auf welchem das Pulsiren des in rasender Eile durch die Adern strömenden Blutes weniger schmerzhaft wäre Die Finger bewegten sich krampfhaft und die Hände tasteten, wie etwas vergeblich suchend, auf dem dünnen Deckbett hin und her.

„Ich bin überzeugt," hob die Dame, welche sich bis jetzt so unbemerkt in diese Stätte der Armuth und des Elends eingeschlichen, wieder an, „ich bin überzeugt, wenn dieses Kind die Augen aufschlüge, so würden sie mir dieselben dunkelblauen Sterne zeigen welche der Vater einst am Firmament meines Herzens aufgehen ließ, um es mit Entzücken und Taumel zu erfüllen — Sterne, die sich nach kurzer Zeit in feurige Meteore verwandelten und, mit ihrer wuchtigen Masse niederschmetternd, meinen Seelenfrieden auf immer zertrümmerten."

Der indirecte Wunsch, welcher in den ersten dieser Worte lag, sollte eher in Erfüllung gehen als die Sprechende wahrscheinlich geglaubt hatte.

Von der Macht der in ihr erwachenden Gefühle

und Erinnerungen getrieben, erhob sie sich von dem Stuhle, drückte, wie um die ihr Inneres folternde Qual niederzuhalten, die Hände auf die wogende Brust und richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf.

Dann legte sie die eine ihrer Hände auf den obern, die andere auf den untern Rand der kleinen Bettstelle und neigte sich ein wenig auf das Kind herab.

Die Stellung, die sie auf diese Weise einnahm, hatte die Folge, daß der matte, durch den vorgestellten Pappschirm noch mehr gedämpfte Schimmer des Nachtlichtes, der bis jetzt auf das Gesicht der Kleinen gefallen war, gänzlich verdeckt ward, während zugleich die Falten des Mantels, welche durch die ausgebreiteten Arme der Trägerin zu einem größeren Flächenraum ausgedehnt wurden, plötzlich einen dunkeln Schatten auf das ganze kleine Bett warfen.

Die Dame hätte voraussehen können, daß dieser rasche Uebergang von wenn auch nur schwachem Licht zu tief dunklem Schatten nicht ohne Einwirkung auf die an ersteres gewöhnten Augen des kranken Kindes bleiben konnte. In ihrer Aufregung und Leidenschaftlichkeit aber dachte sie hieran nicht.

Die kleine Helene träumte, während sie sich so in ihrem Fieber unruhig hin und herwarf, von dem Ungeheuer, welches in dem Mährchen, das ihr die Mutter einmal erzählt, die Hauptrolle spielte.

Dieses Ungeheuer war ein blutdürstiger Riese, der kleinen Kindern nachstellte, um sie mit einem großen Messer zu schlachten und dann mit seinem feuersprühenden Rachen stückweise zu verschlingen.

Sie wandelte, träumte sie, an der Hand ihrer Mutter in einem schönen Baum- und Blumengarten und wollte eben das Händchen nach einer ihr winkenden goldenen Frucht ausstrecken, als auf einmal der wüthende Menschenfresser hinter einem Baume hervorgesprungen kam, sein breites blankes Messer schwang, die grimmigen Wolfszähne fletschte und die Faust mit den langen spitzigen Nägeln nach der Kleinen ausstreckte, die vor Angst und Schrecken auf die Knie niedersank.

Verzweiflungsvoll wollte sie sich an ihre Mutter klammern, diese aber war auf einmal verschwunden; die Erde schien sie verschlungen zu haben.

Schon fühlte Helene, wie die Kralle des Riesen sie bei den Haaren packte, und mit einem lauten gellenden Schrei fuhr sie aus dem Schlafe auf.

Aber nicht um, wie in solchen Fällen bis jetzt immer geschehen, in das stets auf sie gerichtete bleiche liebreiche Antlitz der stets wachsamen Mutter zu blicken, sondern um eine schwarze Gestalt vor und über sich zu sehen, die gleich einem ungeheuern, die

Flügel ausbreitenden Vogel im Begriff zu stehen schien, sich auf sie herabzustürzen.

Der erhitzten Phantasie der armen kranken Kleinen kam diese Erscheinung noch weit entsetzlicher vor, als der nach ihrem Blute lechzende Riese, den sie soeben im Traume gesehen.

„Mama, Mama!" schrie sie vor Angst und Schrecken hoch emporfahrend; „Mama, Mama! hilf mir! Der Riese! Dieser Vogel!"

Die Mutterliebe ist allmächtig und was vielleicht wild heulender Sturm oder krachender Donner nicht bewirkt hätte, das bewirkte jetzt die schwache Stimme eines kranken Kindes.

Erschrocken sprang die Frau des Notars von dem Lehnstuhl auf, um sofort ihrem rufenden Kinde zu Hülfe zu eilen, prallte aber mit einem Schrei des Entsetzens wieder zurück, als sie die gespenstische lange schwarze Gestalt erblickte, die über Lenchens Bett gebeugt stand.

„Sei ruhig, Charlotte, und fürchte Dich nicht," antwortete die Dame im schwarzen Mantel, indem sie die eine Hand wie beschwichtigend auf das Haupt des Kindes legte.

Dann drehete sie sich langsam nach der erschrockenen Mutter herum und setzte hinzu:

„Ich bin es, ich, Deine Schwester Mathilde."

In demselben Augenblick fiel, entweder in Folge eines Luftzuges oder der Erschütterung, welche die Füße der aufspringenden Mutter dem schwankenden Fußboden des alten baufälligen Hauses mitgetheilt hatten, der halbrundgebogene Pappschirm von dem Tischchen, auf welchem das Nachtlicht stand, herunter, so daß der düstre Schein desselben unvermindert auf die Züge der Sprechendenfiel.

„Mathilde! Du hier!“ stammelte die Frau des Notars und sank wieder in ihren Stuhl zurück.

Drittes Kapitel.

Die Erbschaft.

Die beiden Schwestern betrachteten einander eine Weile schweigend, obschon mit verschiedenem Ausdruck in ihren Mienen.

In denen der ältern, Mathildens, lag ein Gemisch von Mitleid und Schadenfreude, während die Charlottens, der jüngern Schwester, unverkennbare Verlegenheit und, wenn auch freudige, Bestürzung verriethen.

„Ja, ich bin hier," hob Mathilde, nachdem sie gesehen, daß die Kleine wieder eingeschlummert war, an, „ich bin hier, um zu sehen, wie es Dir geht. Ich habe gehört, daß die Verhältnisse, in welchen Du seit einigen Jahren lebst, nicht die glänzendsten sind, und ich bin bereit, Dich wenigstens von dem äußersten Mangel zu retten, wenn Du es auch nicht verdienst."

„O, Mathilde," entgegnete die jüngere Schwester,

indem sie sich mühsam auf ihren vor gewaltiger Gemüthsbewegung schlotternden Knieen emporrichtete und die Hand Mathildens ergriff, welche diese ihr mit stolzer Herablassung überließ, „fünf lange Jahre haben wir einander nicht gesehen. Dein Leben ist mittlerweile vielleicht an glücklichen Ereignissen eben so reich gewesen als das meine an schmerzlichen und niederbeugenden, aber dennoch scheinst Du dieselben nicht als eine genügende Sühne für das Unrecht betrachten zu wollen, welches Du nach Deiner Ansicht von mir erlitten.“

„Nach meiner Ansicht, sagst Du?“ entgegnete Mathilde, indem sie mit fast gebieterischer Bewegung ihre Schwester in den alten Lehnstuhl zurückdrängte.

Dann nahm sie ihren langen schweren Mantel ab, warf denselben auf den ovalen Tisch in der Mitte des Zimmers und setzte sich hierauf wieder auf den am Bett der Kleinen stehenden Rohrstuhl.

„Nach meiner Ansicht?“ wiederholte sie dann. „Bist Du im Wortverdrehen noch immer so geschickt wie sonst?“

Die jüngere Schwester kannte den herrschsüchtigen Charakter der ältern. Sie wußte, daß Mathilde schon früher, als sie beide noch in gleichen Verhältnissen einander gegenüber standen, durch Widerspruch

nur stets zu heftigen Ausbrüchen ihres leidenschaftlichen Temperaments gereizt worden war.

Sie hielt es daher jetzt, wo sie jeder Hülfe bedurfte, mochte dieselbe ihr von irgend einer Seite geboten werden, für gerathen, die ihr eröffnete Aussicht, wenn auch nur um ihres Kindes willen, nicht zu verscherzen.

Sie schwieg deshalb und erst als einige Minuten vergangen waren, während welcher Mathilde, ohne zu sprechen, starr vor sich hingeblickt hatte, hob Charlotte wieder an:

„Du sagst, liebe Schwester, Du hättest von unserer bedrängten Lage gehört. Darf ich fragen, durch wen?“

Mathilde saß noch eine Weile schweigend da und es schien, als ob sie die Frage ihrer jüngeren Schwester gar nicht gehört hätte.

Plötzlich aber warf sie den Kopf empor und antwortete in ihrem hastigen Tone:

„Das kann Dir gleich sein; genug, ich weiß, daß Du Dich schon lange mit Hunger und Kummer herumschlägst. Wo ist Dein Mann?“

„Heinrich ist seit einigen Tagen verreist, doch erwarte ich ihn jede Stunde zurück. Er wollte schon gestern wieder dasein.“

„Wo ist er denn hin?“

„Nach Grünheim."

„Nach Grünheim? Was sucht er in diesem elenden Nest? Ich bin ein einziges Mal auf der Durchreise dort gewesen und muß gestehen, daß ich nur wenige Städte kenne, die mir erbärmlicher vorgekommen wären."

„Ja, das ist wohl möglich," entgegnete die jüngere Schwester. „Hier bei uns, in dem großen volkreichen Waldenburg, ist es jedenfalls schöner, als in jenem kleinen Orte, den ich übrigens nicht kenne. Was nützen aber die Schönheiten eines Orts, wenn man dabei verhungern muß! Kann man in einem kleinen Orte sein Auskommen haben, so ist der Aufenthalt an demselben dem an einem großen jedenfalls vorzuziehen."

„Und hat Dein Mann Aussicht, dort eine bessere Existenz zu finden, als Ihr jetzt hier habt?" fragte Mathilde.

„Allerdings ist Heinrich in dieser Hoffnung hingereist. Zufällig hatte er in einem Blatte gelesen, daß der einzige Advocat und Notar, der bis jetzt dort seinen Wohnsitz gehabt, kürzlich gestorben ist."

„Und nun gedenkt er wohl, als dessen Nachfolger sich an diesem weltberühmten Orte anzusiedeln und die jedenfalls glänzende Praxis fortzuführen?"

„Spotte nicht, Mathilde!" sagte Charlotte in

bittendem Tone, indem sie ihren Blick bald auf die Schwester, bald auf ihr krankes Töchterchen richtete' welches sich wieder unruhig hin- und herzuwerfen begann. „Spotte nicht! Ich will Dir nicht wünschen, daß Du dieselbe bittere Schule des Lebens durchmachen müßtest, wie ich. Sollte es aber der Fall sein, dann würdest Du finden, daß es Umstände giebt, welche selbst einen so stolzen, hochfahrenden Sinn wie der Deinige beugen und brechen."

„Nun, bei Dir, Charlotte, scheint diese Wirkung noch nicht eingetreten zu sein," entgegnete die ältere Schwester mit höhnischem Lächeln. „Du bist blutarm, das sieht ein Blinder; ich suche Dich, obschon Du es durchaus nicht um mich verdient hast, aus freien Stücken hier auf, um Dir meine Unterstützung anzubieten, und zum Dank dafür nennst Du mich stolz und hochfahrend."

Die Hülfe, welche die ältere Schwester der jüngeren brachte, bestand, wie wir gesehen haben, bis jetzt blos in einem Versprechen. Gleichwohl aber rügte Mathilde die ihr von Charlotten gegebene, wenn auch allerdings nicht schmeichelhafte, doch wahrheitgemäße Antwort mit einer Schärfe, als ob sie eine Kundgebung des schwärzesten Undanks für wirklich geleistete freigebige Unterstützung zu registriren gehabt hätte.

„Sei mir nicht bös, Mathilde," bat Charlotte, die den von ihr gebrauchten Ausdruck, wenn auch nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes und ihres Gatten willen schon bereuete. „Du weißt ja gewiß selbst, daß es Menschen giebt, die, wenn sie einem Armen mit der einen Hand etwas geben, sich berechtigt glauben, ihn mit der andern in's Gesicht zu schlagen. Ich weiß aber, daß Du zu dieser Art von Wohlthätern nicht gehörst; dazu bist Du zu gut und zu edel."

Die ältere Schwester sah die jüngere einige Augenblicke lang mit forschendem Blick an. Sie wußte nicht, ob sie diese letzte Wendung als eine versteckte neue Beleidigung oder als eine Entschuldigung und Begütigung betrachten sollte.

Die Neugier, sich vollständig von der gegenwärtigen Lage der Familie des armen Notars zu unterrichten, schien jedoch bei der allem Anscheine nach ungemein gut situirten Schwester für den Augenblick jeden andern Gedanken in den Hintergrund zu drängen.

Ohne daher etwas auf Charlottens letzte Bemerkung zu erwidern, hob sie wieder an:

„Seit wann ist dieses Kind so krank?"

„Seit beiläufig acht Tagen," antwortete die arme Mutter.

„Und es ist Euer einziges, nicht wahr?“

„Ja, seitdem unser Erstgeborner, unser kleiner lieber Heinrich, vor nun bald einem Jahre uns durch den Tod entrissen ward.“

Charlotte konnte, als sie auf diese Weise sich selbst an den Tod ihres Lieblings erinnern mußte, die hervorbrechenden Thränen nicht bewältigen, sondern brach in lautes Schluchzen aus.

„Na, weine nur nicht so!“ sagte Mathilde, indem sie ihre Schwester ermuthigend am Arme ergriff; „ich habe auch einen Todesfall und zwar erst heute erlebt, dennoch aber weine ich, wie Du siehst, nicht.“

„Einen Todesfall hast Du gehabt?“ fragte Charlotte hastig und theilnehmend. „Wer ist Dir gestorben?“

„Ein Kind allerdings nicht,“ entgegnete Mathilde mit bitter schmerzlichem Lächeln, „denn ich habe keins, das weißt Du wohl. Es ist mir weiter Niemand gestorben, als mein Mann.“

„Dein Mann!“ rief Charlotte mit dem Ausdruck des größten Erstaunens. „Dein Mann ist gestorben?“

„Nun ja; warum nicht?“ entgegnete Mathilde in frivolem Tone.“ Du weißt selbst, daß ich, als Du mich um den Mann, den ich liebte, betrogen hattest, diesen alten abgelebten Geldmann blos auf

den ausdrücklichen Wunsch unsers Vaters und in der Hoffnung nahm, recht bald durch seinen Tod wieder von Fesseln erlöst zu werden, die nur durch die Aussicht auf den mir dann zufallenden Reichthum einigermaßen erträglich gemacht wurden."

„Und heute ist er also gestorben?"

„Ja, erst heute. Als ich ihn vor nun bald vier Jahren nahm, war er schon so hinfällig, daß ich nimmermehr geglaubt hätte, mich noch so lange mit ihm quälen zu müssen."

„Wahrscheinlich hat Deine liebevolle Pflege ihm das Leben verlängert."

„Ich fürchte es fast," bemerkte Mathilde mit ironischem Lächeln.

„Wenn das unser Vater wüßte!" hob Charlotte wieder an.

Mathilden's eben noch spöttische Züge nahmen sofort einen ernsten, fast düstern Ausdruck an und sie sagte, indem sie wie abwehrend die Hand emporhob:

„Laß ihn ruhen! Ihm ist wohl! Er hat mit uns Noth genug gehabt und es würde ihm selbst schmerzlich sein, jetzt zu sehen, daß die Voraussetzungen, unter welchen er mich bewog, meine Jugend an jenen alten Knauser zu verschleudern, sich nicht verwirklicht haben."

„Wie?“ fragte Charlotte stutzend. „Was willst Du damit sagen?“

„Nichts weiter, als daß unser Vater glaubte, mein Gatte würde mich einmal, wenn er stürbe, zu seiner Universalerbin machen.“

„Und hat er dies nicht gethan?“

„Nein, er hat es nicht gethan.“

„Aber woher willst Du das jetzt schon wissen, wenn er heute erst gestorben ist?“

„Er sagte es mir kurz vor seinem Tode selbst.“

„Aber wer ist dann sonst sein Erbe?“

„Ein Bruder von ihm, der fast eben so alt ist als er und nach dem er in seinem ganzen Leben nicht gefragt hat.“

„Und wer und wo ist dieser Bruder?“

„Es ist ein alter Uhrmacher ohne Kind oder Kegel, der mit einer ebenfalls schon bejahrten Nichte eben in dem Grünheim wohnt, wohin, wie Du sagtest, Dein Mann gereist ist.“

„Sagtest Du nicht, Du seiest selbst einmal dort gewesen?‘

„Ja; als ich vorigen Sommer mit meinem Gatten nach der Schweiz reiste, war einer der ersten Orte, wo wir Halt machten, eben dieses Grünheim und plötzlich, als wir im Gasthaus bei Tische saßen, fiel meinem Gatten ein, daß er in diesem Orte einen

Bruder habe, von welchem er seit langen Jahren nichts gehört. Sobald er auf Befragen von dem Wirth erfahren, daß dieser Bruder noch lebe, ließ er sich sofort zu ihm führen und mich nach einer Weile ebenfalls nachholen. Ich fand in meinem Herrn Schwager einen der drolligsten Käutze, die mir jemals vorgekommen, und mein Gatte sprach, als wir nach einigen Stunden unsere Reise weiter fortsetzten, fast von nichts als von diesem Bruder, den er so lange vernachlässigt und der ihm gleichwohl so gut gefallen."

„Und von dieser Zeit an fand wohl eine Annäherung zwischen den beiden Brüdern statt?" warf Charlotte ein.

„Nein, das war nicht gerade der Fall," fuhr Mathilde fort. „Wohl sprach mein alter wunderlicher Eheherr auf unserer Reise sowohl als auch nach unserer Rückkunft wiederholt die Absicht aus, seinen Bruder zu sich hier her nach Waldenburg kommen zu lassen, um sich an seinem muntern originellen Wesen ergötzen zu können. Die zunehmende Kränklichkeit aber, an welcher er schon damals litt, bewog ihn, die Ausführung dieser Absicht von einer Woche zur andern zu verschieben. Schon im Laufe des vorigen Herbstes gestaltete sich sein Uebel zu einem so gefährlichen, daß von einer Aenderung seiner Lebens-

weise oder Tagesordnung gar nicht mehr die Rede sein konnte. Der Winter brachte neue Verschlimmerungen seines Leidens und so ist er denn gestorben, ohne den Bruder wieder gesprochen oder auch nur wiedergesehen zu haben."

„Und gleichwohl hat er ihm sein Vermögen vermacht?" fragte die jüngere Schwester.

„Ja."

„Und Dich hat er mittellos hinterlassen?"

„Nein, das hätte er sich doch nicht unterstanden," entgegnete Mathilde mit ihrem eigenthümlichen Lächeln. „Seine Furcht vor mir war so groß, daß er zu glauben schien, meine Macht könne sich noch über Tod und Grab hinaus erstrecken."

„Dann hat er wohl seinen Reichthum zwischen Dich und seinen Bruder getheilt?" fragte die jüngere Schwester wieder.

„Du bist im Rathen nicht sehr glücklich, Charlotte," fuhr die Wittwe fort, „Es wird deshalb besser sein, wenn Du mich nicht unterbrichst, sondern ruhig anhörst, was ich Dir sagen werde."

Trotz der Pause, welche die Sprechende, nachdem sie dies gesagt, machte, schwieg Charlotte, um ihrer Schwester zu zeigen, daß sie ihrem Wunsch nachkommen und sie nicht weiter unterbrechen werde.

Mathilde, deren Herrschsucht sie selbst in ihren

besten Augenblicken und Anwandlungen nie verließ, schien den Zwang, den ihre Schwester sich auf ihr Geheiß anlegte, sehr beifällig zu bemerken und fuhr in dem freundlichsten Tone, der ihr zu Gebote stand, fort:

„Mein Mann war sehr, sehr reich. Er selbst gab sein Vermögen auf vierhunderttausend Thaler an. Davon soll ich den vierten Theil bekommen, während die andern drei Viertheile jenem alten halbverrückten Uhrmacher zufallen sollen."

„Aber was soll der mit diesem vielen Gelde anfangen?" erlaubte sich Charlotte zu fragen, als ihre Schwester mit ihrem Erbschaftsbericht wenigstens vor der Hand zu Ende zu sein schien.

„Das weiß ich nicht und er wird es auch nicht wissen," entgegnete Letztere.

„Weiß er es schon, daß ihm diese Erbschaft zufallen soll?"

„O nein, er weiß es noch nicht und ich würde es auch noch nicht wissen, wenn mein Gatte es mir nicht selbst gesagt hätte. Die Eröffnung des Testaments erfolgt erst nach dem Begräbniß, welches übermorgen stattfinden wird."

Einhunderttausend Thaler sind für eine alleinstehende Frau schon ein bedeutender Reichthum und die arme Charlotte, welcher es mit Mann und Kind

oft am Nothwendigsten fehlte, dachte mit fast schwindelndem Hirn daran, wie ihr wohl zu Muthe sein würde, wenn ihr auf einmal ein solches Erbschaftsminimum zufiele. Sie wußte aber, daß der Besitz den Menschen nur um so habgieriger zu machen pflegt, und bei dem ihr bekannten Charakter ihrer Schwester setzte sie voraus, daß diese mit dem ihr beschiedenen Erbschaftsantheile nicht weniger als zufrieden sein würde.

„Da irrst Du Dich, Charlotte," antwortete Mathilde, als ihre Schwester der soeben erwähnten Vermuthung Worte geliehen hatte, „Reichthum ist allerdings etwas sehr Schönes, aber mit einmalhunderttausend Thalern bin ich auch nicht arm, obschon unser Vater, wenn er noch lebte, anderer Ansicht sein würde. Ich kann bequem leben, habe mehr Einkünfte, als ich brauche, und kann nun Dich und Dein armes Kind ein wenig unterstützen."

„Das wolltest Du wirklich thun, liebe Mathilde?" fragte die arme Mutter, indem sie wie schuldbewußt zu der ältern Schwester emporblickte.

„Ja, das will ich," entgegnete Diese. „Dein eignes Herz wird Dir sagen, daß Deine frühere Handlungsweise gegen mich Dir kein Recht giebt, Mitleid und Hülfe von mir zu erwarten, und Dein Mann, der mein Herz mit Füßen getreten, hat auf

freundliche Rücksicht von meiner Seite noch weit weniger Anspruch."

Charlotte wollte etwas entgegnen, that sich aber, der vorhin an sie ergangenen Mahnung eingedenk, Gewalt an und schwieg.

„Ich weiß aber," fuhr Mathilde fort, daß Du längst zur Einsicht gekommen sein wirst. Noth lehrt beten und die schweren Zeiten, die Du mit diesem falschen Manne durchzumachen gehabt und, wie es scheint, noch durchzumachen hast, werden ihre gute Wirkung geäußert haben. Deshalb und um dieses armen Kindes willen, obgleich es die Züge des Verhaßten trägt, bin ich bereit, Dich in Zukunft, wenigstens vor Mangel am Nothwendigen zu schützen. Du weißt, was ich sage, das thue ich auch."

„Wie gut, wie freundlich von Dir, liebe Mathilde!" rief Charlotte, indem sie die Hand der Schwester ergriff und innig und dankbar drückte.

Es ward ihr schwer, die Hülfe anzunehmen, die ihr mit so harten verletzenden Worten dargeboten ward. Vor ihr aber lag das arme vom Fieber gequälte Kind, rings herum sah sie sich von den stummen Zeugen ihres Elends umgeben und draußen in der finstern, stürmischen Februarnacht wanderte ihr Gatte vielleicht in diesem Augenblicke einsam und mit Verzweiflung im Herzen seine Straße, um einen neuen

Versuch zur Gewinnung jener bescheidenen Existenz zu machen, nach welcher er bis jetzt erfolglos gestrebt.

Welche Selbstverleugnung könnte größer sein, als die der zärtlichen Mutter, des liebenden Weibes?

Deshalb hörte Charlotte die Vorschläge, welche ihre Schwester ihr zur Verbesserung ihrer Lage machte, ruhig und dankbar an.

Während das Gespräch noch im Gange war, vernahm man plötzlich das Rollen eines Wagens, welcher unten dicht vor dem Hause Halt zu machen schien.

„Das ist mein Wagen," sagte die Wittwe, nachdem sie einen Augenblick aufgehorcht. „Ich hatte meinem Kutscher befohlen, mich in einer Stunde wieder abzuholen. Diese muß umsein, denn der Mann ist pünktlich. Ich werde Dich daher jetzt verlassen, Charlotte. Komme so bald als möglich zu mir, dann wollen wir weitersprechen."

„Gern wäre ich schon früher einmal gekommen," sagte die jüngere Schwester. „Ich scheute mich aber und fürchtete überdies, Deinem Gatten zu begegnen."

„Na, der ist nun Niemandem mehr im Wege," entgegnete Mathilde lächelnd, indem sie sich erhob, um zu gehen.

Zugleich fuhr sie mit der einen Hand in die

Tasche ihres Kleides, zog eine Börse heraus, legte dieselbe auf den Tisch und sagte:

„Hier hast Du einstweilen etwas, Charlotte. Vor allen Dingen sorge dafür, daß dieses Kind wieder gesund werde. Laß es ihm an nichts fehlen und komme so bald, als Du kannst, zu mir.“

Mit diesen Worten näherte die Sprechende sich der Thür und wollte dieselbe schon öffnen, als sie sich noch einmal herumdrehete und wieder anhob:

„Noch eine Frage, Charlotte.“

„Was wünschest Du zu wissen?“

„Als ich vorhin beim Heraufkommen die erste Treppe erstiegen hatte und eben die zweite betreten wollte, öffnete sich die Thür eines Zimmers und es zeigte sich meinem überraschten Blick eine junge Dame, deren Eleganz mit ihrem Aufenthalt in dieser armseligen Baracke mir in verdächtigem Widerspruch zu stehen schien. Wer ist diese Person?“

„Ich bedaure, Dir es nicht sagen zu können,“ entgegnete die Frau des Notars. „Selbst gesehen habe ich sie noch nicht, wohl aber hat mir die alte Frau, welche mir Wasser holt und Gänge besorgt, von ihr gesagt. Sie wohnt erst seit einigen Tagen ihm Hause. Vielleicht kann ich Dir das nächste Mal, wo wir uns sprechen, Auskunft geben.“

„Ja, erkundige Dich," sagte die Wittwe. „Ich möchte gern wissen, wer sie ist. Doch nun, gute Nacht."

Nachdem sie dies gesagt, verließ sie, von Charlotte geleitet, rasch das Zimmer und das Haus und stieg in ihren harrenden Wagen, der sofort mit ihr davonrollte.

Viertes Kapitel.

Der alte Uhrmacher und seine Nichte.

Wenn man in Waldenburg zu dem sogenannten Neuen Thor hinausgeht, so hat man dann, um vollends in's Freie zu gelangen, nur noch wenige vereinzelte Häuser zu passiren.

Die Bezeichnung dieses Stadtausgangs mit dem Namen des Neuen Thors ist eine doppelte Anomalie.

Das Thor war nämlich zur Zeit unserer Geschichte nicht nur kein neues, sondern auch nicht einmal ein altes, sondern es existirte überhaupt gar nicht mehr.

Früher eine nicht bedeutende Festung, ist Waldenburg schon seit mehreren Jahrzehnten so glücklich, dieser Beschränkung des nach Erweiterung und Ausbreitung drängenden Verkehrs los und ledig zu sein.

Die ellendicken Mauern mit den plumpen niedrigen Thürmen sind abgetragen, die breiten früher mit faulem, böse Miasmen erzeugendem Wasser ge-

füllten Gräben sind zugeworfen und anstatt des schwerfälligen mittelalterlichen Vertheidigungsapparats umzieht jetzt ein Kranz reizender Anlagen, die im Sommer den Einwohnern Gelegenheit zu herrlichen erquickenden Spaziergängen bieten, die altehrwürdige deutsche Handels- und Universitätsstadt, in welcher sich mehrere der Hauptereignisse unserer Erzählung abspielen werden.

Mit dem Falle der Festungsmauern, wodurch die Stadt auf allen Seiten an einer Menge von Punkten zugänglich ward, wurden natürlich auch die großen massiven Thore überflüssig, welche früher den Ein- und Ausgang ausschließlich vermittelt hatten.

Deshalb waren sie nun schon seit mehrern Jahren abgetragen, die Gewohnheit aber, welche stärker ist, als selbst das massivste Bauwerk, ließ, als die Steinkolosse nicht mehr vorhanden waren, ihre Namen gleichwohl noch den Plätzen, worauf sie gestanden.

Die Landstraße, auf die man, wenn man das Neue Thor und die vorhin erwähnten Häuser passirt, kam, führte durch eine anmuthige, mit Thal und Hügel abwechselnde Gegend, und wer gute Beine hatte und in einem Strich acht Stunden lang marschiren konnte, der sah sich nach Ablauf dieser Zeit in einer kleinen Stadt, obschon der Großstädter eher geneigt war, sie für ein Dorf zu halten.

Straßenpflaster gab es nämlich in den Gassen dieses Orts zur Zeit noch nicht. Selbst der Markt bildete eine Fläche, auf welcher im Sommer bei warmer, feuchter Witterung ziemlich saftiges Gras sproßte, welches von dem einen großen Theil des Tages hindurch hier herumspazierenden Gänsen begierig weggeschnappt ward.

Die Häuserzahl betrug nicht viel über zweihundert, die der Bewohner ungefähr zweitausend und jeder in der Geographie Deutschlands nur einigermaßen unterrichtete Leser weiß, daß es Orte giebt, die zwei-, drei-, ja vielleicht viermal so viel Bewohner zählen und sich gleichwohl mit dem Namen Dorf begnügen.

So anspruchlos und bescheiden war aber Grünheim — so hieß dieser Ort — nicht. Schon vor länger als zweihundert Jahren hatte man bei Kaiser und Reich um Ertheilung von Marktgerechtigkeit und anderen städtischen Privilegien nachgesucht.

Diese Schritte hatten den erwünschten Erfolg gehabt und das zeitherige Dorf war zum Range einer Stadt erhoben worden.

Leider aber war diese Rangeserhöhung für die nunmehrige Stadt nicht von dem Erfolg begleitet gewesen, den, wenn auch nicht Kaiser und Reich,

doch wenigstens die neuen Bürger selbst sich davon versprochen hatten.

Der Verkehr, welchen man aus andern in der Nähe gelegenen Städten hierher zu leiten gedacht, war seinen zeitherigen Wohnsitzen treu geblieben. Für irgend eine Fabrik oder andere Industrie schien es in Grünheim ebenfalls an einem günstigen Boden zu fehlen und somit nährten sich die Bürger jetzt im neunzehnten Jahrhundert noch mit wenigen Ausnahmen auf dieselbe Weise, wie sie sich im siebzehnten als Bauern genährt.

Der Ackerbau war und blieb der Haupterwerbszweig und der einzige, welcher hier Reichthum und Wohlhabenheit aufzuweisen hatte. Die nicht auf diese Weise sich nährenden Einwohner bestanden größtentheils aus kleinen Handelsleuten und Handwerkern, welche sich hinsichtlich ihrer Gewerbsthätigkeit auf einen selbstverständlich sehr beschränkten Kreis angewiesen sahen.

Von fast Allem, was in das Gebiet des Luxus und der Kunst gehörte, war natürlich hier so gut wie gar keine Rede.

Die Kunst ward jedoch wenigstens in technischer Beziehung in gewissem Grade durch einen alten Uhrmacher repräsentirt, der schon seit Menschengedenken in dem kleinen Eckhause des Marktes der Kirche ge-

genüber wohnte und dem man die sämmtlichen großen und kleinen Zeitmesser, welche hier Kirchthurm und Rathhaus schmückten, in den Wohnungen der Bürger an den Wänden hingen, oder, an die Kette gelegt, in den Taschen ihrer Besitzer ruheten, bei vorkommenden Gebrechen zur Untersuchung und Heilung anvertraute.

Martin Schüßler — so hieß der alte Uhrmacher — war nie verheirathet gewesen, sondern lebte schon seit langen Jahren mit der Tochter einer verstorbenen Schwester zusammen.

Diese Nichte besorgte ihm sein kleines Hauswesen und suchte in ihren Mußestunden mit Stricken so viel zu verdienen, wie in einem Orte, wo im Sommer selbst die Kinder der Rathsherren barfuß liefen, eben zu verdienen möglich war.

Die Thätigkeit des alten Uhrmachers beschränkte sich, wie eben erwähnt worden, fast ausschließlich auf Reparaturen.

Neue Uhren werden in unserer Zeit nur auf dem Wege der Fabrikindustrie gefertigt und fast alle einzelnen Uhrmacher, selbst in den größten Städten, sind eigentlich nur Uhrenflicker und Uhrenhändler.

In letzterer Eigenschaft konnte unser Martin Schüßler aber sich nicht geriren.

Um den Handel, sei es nun mit Uhren oder

mit sauren Gurken oder mit orientalischen Perlen, mit gutem Erfolg zu betreiben, bedarf man eines angemessenen Betriebskapitals, um so vortheilhaft, als möglich einkaufen und den Zeitpunkt wahrnehmen zu können, wo man mit gutem Gewinn wieder verkaufen kann.

Von einem solchen Anlage- oder Betriebskapital hatte jedoch bei Martin Schüßler nie die Rede sein können. Von armen Eltern geboren, hatte er mit Mühe und Noth seine Kunst erlernt, dann hier und da als Gehülfe gearbeitet und sich endlich hier in Grünheim niedergelassen, weil er gehört, daß es hier noch gänzlich an einem Manne seines Fachs fehlte.

Zwar hat es schon seit längerer Zeit einen alten Drechslermeister gegeben, der auch mit nebenbei in die Uhrmacherei pfuschte. Die Kunst dieses würdigen Mannes ging aber nicht über die einfachste Spindeluhr hinaus und hatte sich daher in neuerer Zeit, wo jeder Hausknecht seine Cylinderuhr führt, als gänzlich unzugänglich erwiesen.

Hierzu kam, daß der alte Drechslermeister fast ganz blind ward und selbst beim besten Willen nicht einmal mehr pfuschen konnte.

Martin Schüßler, dem es außerdem schwer angekommen sein würde, einem, wenn auch unwürdigen, Nebenbuhler Concurrenz zu machen, brauchte daher

kein Bedenken zu tragen, seinen bescheidenen häuslichen Heerd an einem Orte zu gründen, wo die Aussicht auf einträglichen Erwerb allerdings nur gering, das Leben dagegen aber auch „hundebillig" war.

Hätte unserm Freund auch das vorhin erwähnte Anlage- und Betriebskapital zur Gründung und Fortführung eines Uhrenhandels zu Gebote gestanden, so würde er sich doch als kluger Mann wohl gehütet haben, sein Geld in dieser Weise zu riskiren.

Er wußte, daß in kleinen Orten wie Grünheim, die in der Nähe einer großen Stadt wie Waldenburg liegen, jeder Einwohner, wenn er sich etwas Neues anschafft, gewissermaßen eine Ehre darin sucht, es unmittelbar in der großen Stadt selbst zu kaufen.

Wenn ein Uhrenhändler gute Geschäfte machen will, so muß er dem Käufer eine reiche Auswahl vorlegen können, und bei einem derartigen Artikel läuft eine solche, wenn sie nur einigermaßen vollständig sein soll, bedeutend in's Geld, ohne daß in dem vorliegender Falle Aussicht auf baldigen Umsatz des dareingesteckten Capitals vorhanden gewesen wäre.

Aus diesen verschiedenen Gründen begnügte unser Freund sich, um sich nach außen als Uhrmacher kundzugeben, damit, daß er quer über die untere Hälfte des Fensters, an dem er arbeitete, einen Bind-

faden zog und acht bis zehn Stück alte, billig erkaufte Uhren als Firma befestigte.

War ihm sonach in materieller Beziehung ein nur bescheidenes Loos zugetheilt, so erfreuete er sich doch in anderer, namentlich geistiger Hinsicht, eines weit besseren.

Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König, und trotz seiner eigenen, nur mangelhaft zu nennenden Bildung sah Martin Schüßler sich hier in eine Sphäre versetzt, in welcher er an Intelligenz seine ganze Umgebung bedeutend überragte.

Er hatte von jeher viel gelesen, las auch fortwährend noch außer einigen Zeitungen allwöchentlich seine vier bis fünf Bände Romane, welche der Wanderbote einer großen Waldenburger Leihbibliothek an jedem Sonnabend brachte und abholte, und hatte sich auf diese Weise bei seinem von Natur guten Verstand und zähen Gedächtniß eine so bunte Masse der verschiedenartigsten Kenntnisse in den Kopf gepfropft, daß er, wenn er es darauf anlegte, seine Zuhörer in förmliches Erstaunen versetzen konnte.

Die übrgen Bewohner von Grünheim waren fast ohne Ausnahme Menschen der allergewöhnlichsten Art und hatten meistentheils nur den nothdürftigen Unterricht genossen, welchen ihnen ihre heimische Schule gewährte, die durchaus nicht als ein

Muster moderner Bildungsanstalten betrachtet werden konnte.

Selbst die drei Hauptfacultäten der Wissenschaft, die Theologie, die Jurisprudenz und die Medicin, wurden hier auf eine Weise repräsentirt, welche der Hochschule, aus welcher diese Repräsentanten hervorgegangen waren, nicht sonderlich zur Ehre gereichte.

Der Pfarrer, der gleich von Haus aus besser zum Landwirth als zum Theologen gepaßt hätte, war während der langen Zeit seiner Amtsführung gründlich „verbauert". Seine Besoldung brachte ihm sammt den Emolumenten an baarem Gelde nur eine geringe Summe ein und der Hauptertrag der Stelle lag in der guten Bewirthschaftung des dazu gehörigen, gar nicht unbedeutenden Oekonomiegutes.

Die meisten früheren Pastoren hatten dieses Gut einfach verpachtet und die Zeit, welche ihr Dienst ihnen übrig ließ, auf die Fortbildung verwendet, welche einem echten Manne der Wissenschaft, gehöre er nun diesem oder jenem Fache an, Bedürfniß ist.

Der jetzige Pastor dagegen, der selbst Sohn eines Landwirths war und weniger aus eignem Antrieb als vielmehr der Eitelkeit seines Vaters zu Liebe studirt hatte, ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, selbst den Landwirth spielen zu können. Er verheirathete sich mit einer wohlhabenden Bauerstochter,

welche die Wirthschaft aus dem ff. verstand und betrachtete fortan die Bewirthschaftung seines Pfarrgutes als Hauptsache, seinen Dienst als Seelsorger aber als eine lästige Nebenaufgabe, welcher er sich stets mit so wenig Zeitaufwand als möglich zu entledigen suchte, um wieder die Runde durch seine Felder, Wiesen, Viehställe, Heu- und Fruchtböden machen und Abends in der Zeitung den Stand der Preise an den verschiedenen Getreidebörsen verfolgen zu können.

Der einzige Jurist des Städtchens war ein würdiges Seitenstück dieses Theologen. Obschon er nicht, wie dieser, so glücklich war, die Einkünfte eines stattlichen Gutes beziehen zu können, sondern sich mit dem begnügen mußte, was seine nicht übergroße Advokatenpraxis einbrachte, so war doch durch die enge Sphäre, innerhalb welcher diese Praxis sich bewegte, indem sie sich nur auf kleine Schuldforderungsprocesse, Mündelangelegenheiten und andere Rechtssachen von der allergewöhnlichsten Art, wie sie von jedem Schreiber besorgt werden können, beschränkte, in ihm aller Wissenstrieb vollständig ertödtet worden.

Er war daher froh, sich, sobald er die Feder weglegen konnte, in die Schenke verfügen zu können, und hier mit einigen Ackerbürgern ein sich um die

Tagesneuigkeiten drehendes Gespräch zu führen, oder sich mit ihnen zum Kartenspiel niederzusetzen.

Der Vertreter der medicinischen Facultät war eigentlich gar kein solcher, denn er hatte weder studirt, noch promovirt, sondern war weiter nichts als ein veredelter Barbier, der später die Chirurgie praktisch erlernt hatte und die innere Heilkunde blos abusive ausübte. Gleichwohl machte er dem Gebiete, auf welchem er sich blos als Pfuscher und Bönhase herumtrieb, mehr Ehre, als der Pfarrer und der Advokat ihren Fächern.

Er war ein kluger Kopf, der mit ungewöhnlichem Scharfblick oft das Richtige zu treffen wußte, wo seine studirten Collegen rathlos dastanden, so daß er, wenn es um und um kam, mehr Nutzen schaffte und weniger Schaden anrichtete, als letztere.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn der unterrichtete, belesene, witzige und originelle Uhrmacher in ganz Grünheim als der Mann betrachtet ward, der vorzugsweise auf jede Frage Antwort geben und an den jeder eines guten Raths Bedürftige sich vertrauungsvoll wenden könne.

Um so mehr bedauerte man es daher, daß eine seit den letzten Jahren immer mehr zunehmende Harthörigkeit ihm den Verkehr mit seinen Mitbürgern und Freunden ein wenig erschwerte.

Seine Nichte war jetzt fast ausschließlich das Medium, dessen er sich beim mündlichen Verkehr mit fremden Personen bediente, und dieser Verkehr gestaltete sich mitunter zu einem etwas unerquicklichen.

Mamsell Justine war nämlich, wie dies alten Jungfern sehr oft zu passiren pflegt, zuweilen auch nicht sonderlich guter Laune und nur die Geduld, womit ihr Onkel von der gütigen Vorsehung in so reichem Maße ausgestattet war, machte es ihm möglich, mit ihr so gut auszukommen, wie es der Fall war.

Fünftes Kapitel.

Es kommt Besuch.

Etwa drei Tage vor dem, an dessen Abend wir die junge Wittwe des alten Banquiers und Commerzienraths Adrian Schüßler ihrer Schwester, der Frau des armen Notars Heinrich Hammerstein, und ihrem kranken Kinde einen Besuch abstatten gesehen, saßen Martin Schüßler, der Uhrmacher, und seine Nichte Justine mit einander beim Frühkaffee.

Der Morgen war trüb und feucht, wie er im Februarmonat oft zu sein pflegt, aber das Gesicht des alten Uhrmachers war weder vom Jahres- noch vom Witterungswechsel abhängig und der Ausdruck desselben daher fast jahraus, jahrein heiter und freundlich.

Mehr mit dem trüben unfreundlichen Morgen correspondirte das Gesicht der alten Justine, wie man sie selbst neben ihrem Onkel nennen konnte.

Sie war die Tochter einer nun längst verstorbenen Schwester des Uhrmachers, die bedeutend

älter gewesen als dieser, so daß der Altersunterschied zwischen den beiden Verwandten nur wenige Jahre betrug.

Die dabei in den Zügen der beiden herrschende unverkennbare Familienähnlichkeit war daher der Grund, daß Jeder, der sie, ohne sie näher zu kennen, so beisammen sitzen gesehen, sie unbedingt für Bruder und Schwester gehalten hätte.

Dieser Irrthum würde bei vielen, in die Verhältnisse nicht eingeweihten Beobachtern noch den anderweiten zur Folge gehabt haben, daß man den vermeinten Bruder für das jüngste der Geschwister gehalten hätte.

Es ist eine bekannte Sache, daß eine heitere zufriedene Gemüthsstimmung den Zügen dessen, der sie besitzt, selbst im hohen Alter eine gewisse Jugendlichkeit des Ausdrucks verleiht, während mürrische Laune und unzufriedenes, grilliges Wesen vor der Zeit alt machen.

Martin Schüßler und Mamsell Justine lieferten zu dieser längst anerkannten Wahrheit einen neuen Beleg.

Während der alte Uhrmacher freundlichen Blickes über den Tisch hinweg durch das eben erst sorgfältig abgewischte Fenster in das dunkle Grau des beginnenden Tages hinausschaute und mit dem Aus-

druck der innersten Behaglichkeit sein Täßchen schlürfte, fischte Justine ärgerlich und auf sich selbst scheltend, mit ihrem Kaffeelöffel einige Körnchen Satz heraus, die trotz der Behutsamkeit, womit sie ihr Lieblingsgetränk zu filtriren pflegte, mit hineingeschlüpft waren und sich nun am Rande der Tasse herumtrieben, wo sie den beharrlichen Bemühungen Justinens, sie zu kapern, ebenso beharrlich durch neckisches Untertauchen zu entrinnen wußten.

Justine war klein und schwächlich von Wuchs; ihr graues, dünnes Haar verrieth, daß sie in den Fünfzigen nicht viel mehr zu suchen, ja vielleicht bereits die Schwelle der Sechszig überschritten hatte, und der ärgerliche Ausdruck, womit sie jetzt die kleinen, dunkelgrauen Augen und den fast ganz zahnlosen Mund zusammenkniff, diente in Verbindung mit ihrer spitzigen Nase und ihren blassen, welken Wangen nicht dazu, ihre Erscheinung zu einer sonderlich ansprechenden zu machen.

Wenn irgend etwas im Gegensatz hierzu geeignet war, dennoch zu ihren Gunsten einzunehmen, so war es die Sauberkeit ihres Anzugs.

Obschon es, wie schon bemerkt worden, eben erst Tag wurde, so saß sie doch schon mit einem hübschen, dunkelfarbigen Hauskleide und weißem

Halskragen, sowie mit frisch geordnetem Haar da. Eine Haube trug sie nie, sondern gab dadurch zu erkennen, daß sie nicht blos kein Hehl daraus mache, nicht unter dieselbe gekommen zu sein, sondern daß sie auch einen gewissen Stolz darein setzte.

Dieselbe Sauberkeit, wie an ihrer Person, herrschte auch in den ganzen ihrer Obhut anvertrauten Räumen.

Das Wohnstübchen war frisch gekehrt, jedes Geräth in demselben sorgfältig abgestäubt, und wer sich die Mühe genommen hätte, einen Blick in die rechts und links an das Wohnzimmer stoßenden beiden Schlafgemächer zu werfen, würde gefunden haben, daß die darin stehenden Betten schon wieder für den Abend fertig gemacht waren.

Daß natürlich auch in Küche, Kammern und andern zur Wohnung des alten Uhrmachers gehörigen Localitäten dieselbe Ordnung herrschte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Endlich glückte es Justinen, den letzten der widerspenstigen Eindringlinge mit ihrem Löffel zu erwischen und sie stand schon im Begriff, ihn mit einer leise gemurmelten Verwünschung auf die Diele zu schleudern.

Sie bedachte jedoch noch rechtzeitig, daß dies einen kleinen Flecken auf der blüthenweiß gescheuerten Diele erzeugen würde, und zog daher vor, das ver-

brecherische Körnchen mit Daumen- und Zeigefinger-spitze aus dem Löffel zu nehmen und auf das Kaffee-bret zu legen.

Das Gesicht, welches sie dabei machte, war ein so komisches, daß selbst ihr Onkel, der doch an ihre Mucken längst gewöhnt war, sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

Er war, obschon ein hoher Sechziger, noch ein rüstiger, kräftiger Mann. Selbst die anhaltende sitzende Beschäftigung, bei welcher er den größten Theil seines Lebens zugebracht, war nicht im Stande gewesen, seinen geraden, breiten Rücken und seine die gewöhnliche Mittelgröße überragende Gestalt auf die Dauer zu beugen.

Wenn man ihn in seinen arbeitsfreien Stunden in seiner Wohnung oder anderwärts so gerade und aufrecht dasitzen oder stehen sah, hielt man ihn eher für einen alten Militair, dem diese Haltung zur zweiten Gewohnheit geworden.

Sein Haar war nicht grau, sondern vollkommen weiß, dabei aber noch dicht und voll und stach in Verbindung mit dem unmittelbar damit zusammen-hängenden, ebenfalls vollen und weißen Backen- und Kinnbart gegen die freundlichen hellen Augen und die noch jugendlich gerötheten Wangen wunder-schön ab.

Er selbst dagegen behauptete oft lachend, er habe große Aehnlichkeit mit einem Kapuzineraffen, und wenn Jemand dies bestritt, so holte er aus seiner gar nicht kleinen Bibliothek eine alte Naturgeschichte mit illuminirten Abbildungen herbei, um durch eine der letzteren zu beweisen, daß sein Vergleich, wenigstens in Bezug auf den weißen Backen- und Kinnbart, kein ganz unrichtiger war.

„Nun, was findest Du denn am frühen Morgen schon so lächerlich, Onkel?“ fragte Justine in etwas spitzem Tone, denn die ewige Heiterkeit des jovialen alten Mannes berührte sie zuweilen sehr unangenehm.

„Nun,“ entgegnete der Gefragte immer noch lachend, „soll ich etwa weinen, wenn ich sehe, wie Du ein Körnchen Kaffeesatz so gewissenhaft und sorgfältig hierherlegst, als ob Du eine werthvolle Perle gefischt hättest?“

„Ihr Männer habt von Ordnung und Sauberkeit keinen Begriff,“ entgegnete Justine in einem Tone, der nur ein wenig lauter war, als wenn sie mit andern guthörenden Leuten sprach.

Martin Schüßler hatte sich, wie so viele seiner Leidensgefährten, die Kunst, das, was ein an Anderer sagte, ihm am Munde abzusehen, während der wenigen Jahre, seit welchen er an Harthörigkeit litt, schon in hohem Grade zu eigen gemacht.

Natürlich verstand er dies am allerbesten bei Leuten, mit welchen er oft verkehrte, und da Justine die Person war, die ihn mit ihrer Conversation am häufigsten beglückte, so brauchte sie daher ihre Lunge verhältnißmäßig nur wenig über das gewöhnliche Maß anzustrengen.

Dabei trug sie jedoch Sorge, sich ihrem Onkel soviel als möglich gegenüberzusetzen, um ihm dadurch die Beobachtung ihrer Mundbewegungen beim Sprechen zu erleichtern.

Auf diese Weise ward es den Beiden möglich, selbst wenn Onkel Martin an seinem Werktische und Justine ihm gegenüber an dem andern Fenster mit ihrem Strickstrumpf saß und mit dem Doppelgeschütz ihrer Blicke den Marktplatz bestrich, ein Gespräch zu führen, bei welchem ein nicht näher unterrichteter Zuhörer nimmermehr geglaubt hätte, daß die eine der conversirenden Personen halb taub sei.

Höchstens würde der alte Uhrmacher sein Gebrechen durch den Umstand verrathen haben, daß er häufiger zu seiner Nichte aufblickte, als er bei normalem Zustande seiner Gehörorgane gethan haben würde.

„Ob wir Männer von Ordnung und Sauberkeit nicht eben so gut einen Begriff haben, wie ihr Weibsleute, darüber wollen wir uns jetzt nicht weiter strei-

ten," antwortete Martin Schüßler auf die letzte Bemerkung seiner Nichte. „Freilich, ein solcher Ausbund wie Du, Justine, in dieser Beziehung bist, hat nicht so leicht seines Gleichen, weder unter den Männlein, noch auch selbst unter den Weiblein."

Er schlürfte, nachdem er dies gesagt, seinen Kaffee aus und setzte dann hinzu:

„Na, da wird es ja allmählich Tag und man kann sich immer langsam an die Arbeit machen."

Mit diesen Worten erhob er sich, um an seinem Werktische Platz zu nehmen, während Justine seinem Beispiel folgend, erst das Kaffeegeschirr wegräumte und dann sich an ihr schon vorhin erwähntes Fenster setzte, um ihren Strickstrumpf auf eine Weise zu handhaben, als ob nicht der Sommer, wo, wie ebenfalls schon bemerkt worden, der Barfüßerorden in Grünheim eine bedenkliche Anzahl Mitglieder gewann, sondern der Winter bevorstünde, der sogar Rathsherren zwang, ihren Kindern Strümpfe und Schuhe zu kaufen.

So saßen Onkel und Nichte einander eine Weile schweigend und arbeitend gegenüber, bis endlich letztere, als der alte Uhrmacher einmal von seiner Arbeit aufblickte, diese Gelegenheit benutzte und anhob:

„Ich bin nur neugierig, Onkel, wenn Dein reicher Bruder wieder einmal etwas von sich hören lassen wird. Als er vorigen Sommer hier war, that er,

als ob er Dich für Deine noch ganze übrige Lebenszeit glücklich machen wollte, aber er scheint Dich vollständig wieder vergessen zu haben."

„Lieber Gott," entgegnete Martin Schüßler, „vornehme und reiche Leute haben in Bezug auf uns pauvre Creaturen ein kurzes Gedächtniß. Uebrigens war Bruder Adrian von jeher ein wunderlicher Geist, der mitunter curiose Einfälle hatte."

„Ja, das glaube ich gern," bemerkte Justine, indem sie ihre spitze Nase einen Zoll höher hob. „Der curioseste Einfall von ihm ist aber jedenfalls der gewesen, daß er sich als siebzigjähriger Mann noch eine so junge Frau genommen hat."

„Alter schützt vor Thorheit nicht, weißt Du, Justine," sagte der Uhrmacher. „Wer weiß, was ich noch mache."

„Du, Onkel!" rief Justine mit dem Ausdruck des Entsetzens.

Der Gedanke, daß es ihrem bejahrten Verwandten wirklich noch einfallen könne, zu heirathen, erschien ihr als ein so ungeheuerlicher, daß sie in ihrem eifrigen Stricken eine kurze Pause eintreten ließ.

Eben die Ungeheuerlichkeit des Gedankens war aber auch zugleich der Grund, daß sie es gewissermaßen nicht der Mühe werth erachtete, näher darauf einzugehen.

Sie fuhr daher in ihrer Arbeit weiter fort und sagte blos:

„Rede doch nicht solchen Unsinn, Onkel!“

„Unsinn?“ wiederholte der alte Uhrmacher. „Warum soll ich nicht Unsinn reden? Der Unsinn regiert bekanntlich die Welt und was kann man, so lange man in dieser lebt, Besseres thun, als mit dem Strome schwimmen?“

Beide schwiegen eine Weile, bis Martin Schüßler selbst wieder anhob:

„Ich glaube, Adrian ist krank, sonst hätten wir gewiß schon wieder von ihm gehört. Er sah schon damals, als er bei uns war, sehr schlecht aus und in seinen Jahren wird man gewöhnlich nicht schöner.“

„Ich für meinen Theil,“ bemerkte Justine, „glaube seine stolze junge Frau hat ihm die guten Absichten, die er so plötzlich gegen Dich faßte, wieder ausgeredet.“

„Da kannst Du auch Recht haben, Justine,“ entgegnete der alte Uhrmacher. „Eine so schöne junge Dame heirathet einen solchen alten reichen Knacks allemal blos seines Geldes wegen. Sie wird fürchten, daß er uns etwas davon gebe und dadurch die Erbschaft, die sie erwartet, geschmälert werde.“

Justine gab durch stummes Kopfnicken ihre Zu-

stimmung zu dieser Ansicht zu erkennen und ihr Onkel fuhr nach einer Weile weiter fort:

„Na, wenn er uns nichts geben will oder nichts geben darf, so mag er seinen elenden Quark behalten. Wir haben so lange gelebt, ohne von ihm etwas zu haben, daß wir wohl auch fernerhin ohne ihn durchkommen werden."

Justine nickte wieder, sah eine Weile durch das Fenster nach einem der auf der andern Seite des Markts stehenden Häuser und bemerkte, daß in einem Zimmer dieses Hauses erst jetzt, obschon bereits acht Uhr vorbei war, die Rollgardinen aufgezogen wurden.

„Die Frau Advokatin scheint jetzt nicht mehr so früh aufzustehen, wie sie bei Lebzeiten ihres Mannes zu thun gewohnt war," sagte die Nichte des Uhrmachers, indem sie durch eine Kopfbewegung auf das betreffende Haus deutete.

„Das macht sie recht," entgegnete Martin Schüßler. „Sie hat sich mit ihrem alten Saufaus lange genug schinden und quälen müssen. Der liebe Gott hat sie endlich von ihm erlöst und ich kann es ihr nicht verdenken, wenn sie sich das Leben nun so bequem als möglich macht."

„Mir soll es auch recht sein, obschon ich nicht begreife, wie Jemand, dem nichts fehlt, so lange im Bett liegen bleiben kann," sagte Justine und strickte

um so eifriger, gerade als ob sie die von der Advokatenwittwe verschlafene Zeit wieder mit einbringen müßte.

Nach einer Weile hob sie wieder an.

„Ich bin nur neugierig, ob wir nicht bald einen neuen Advokaten hierher bekommen werden.“

„Damit wird es wohl eine Weile Zeit haben,“ entgegnete der Uhrmacher. „Wer, der anderwärts nur einigermaßen seine Existenz hat, soll sich denn hierher in dieses elende Nest setzen, wo ein solcher Mann nicht blos hundewenig verdient, sondern auch obendrein versauert und verbauert.

„Hatte nicht der Rath selbst in öffentliche Blätter eine Aufforderung einrücken lassen, durch welche junge Juristen auf diese Gelegenheit, sich hier niederzulassen, aufmerksam gemacht werden sollen?“

„Ja, das ist allerdings geschehen,“ entgegnete Justinen's Onkel, „aber der wohledle Rath wird lange warten können, ehe ein solcher studirter Vogel sich auf die ausgesteckte Leimruthe setzt, um elendiglich darauf zu verhungern, wenn er nicht, wie sein verstorbener Vorgänger, eine Frau mitbringt, die etwas in die Milch zu brocken hat.“

Das Gespräch zwischen Onkel und Nichte ruhte nun wieder eine Weile, bis Justine, nachdem sie abermals einen Blick durch's Fenster geworfen, plötzlich rief:

„Was der Tausend! Da drüben unter der Thür des Gasthofes steht ein Fremder.“

„So?“ entgegnete der Uhrmacher, ebenfalls mit dem Ausdruck der Verwunderung, und machte einen langen Hals, um von seinem Fenster aus des Anblicks, von welchem Justine gesprochen, auch theilhaftig zu werden.

Die Verwunderung der Beiden über das Erscheinen eines Fremden zu dieser Jahreszeit war eine vollkommen gerechtfertigte und auf Erfahrung begründete.

Grünheim war an und für sich ein so unbedeutender Ort und lag so sehr außerhalb der Verkehrswelt, daß es höchstens im Sommer von einigen Vergnügungsreisenden aus Waldenburg, oder anderen nicht fern gelegenen größeren Städen besucht ward.

Der ohnehin kleine und einzige Gasthof enthielt daher auch nur zwei, höchstens drei Fremdenzimmer, während alle übrigen Räume des Hauses dem Haupterwerb des Besitzers, nämlich landwirthschaftlichen Zwecken, gewidmet waren.

War die Verwunderung des Uhrmachers und seiner Nichte über die bloße Erscheinung eines Fremden zu so ungewohnter Zeit und Stunde schon eine gerechte und große gewesen, so stieg sie noch bedeutend

höher, als der Fremde, nachdem er von seinem Standpunkt aus einige Blicke rechts und links geworfen, sich in Bewegung setzte und seine Schritte gerade auf das Haus zulenkte, dessen Erdgeschoß von dem Uhrmacher bewohnt ward.

So wie der Fremde näher kam, sah man, daß es ein noch junger Mann von höchstens dreißig Jahren war.

Von Wuchs lang und stattlich, besaß er dabei schöne regelmäßige Züge, die von dunkelblondem, etwas lockigem Haar und einem Vollbart von derselben Farbe umrahmt wurden.

Seine Kleidung war, obschon nicht gerade elegant, doch gut und sauber.

Dennoch verrieth sie zugleich, daß der Träger höchstwahrscheinlich mit irdischen Glücksgütern nicht sonderlich gesegnet war.

Sie war nämlich von der Art, wie sie wohl für den Sommer genügte, aber im Winter, selbst wenn derselbe, wie jetzt, seinem Ende entgegenging, nicht für ausreichend erachtet werden konnte, denn die Kleidung soll ja nicht nur die Blöße des Menschen bedecken, sondern ihn auch wärmen und schützen.

Daß aber die des Fremden diese Bedingung nicht erfüllte, sah man ihm selbst auf diesem kurzen Wege recht deutlich an.

Die Hast, womit er, nachdem er das Gasthaus erst wenige Schritte im Rücken hatte, den noch offenstehenden obersten Knopf seines kurzen dünnen Rockes zuknöpfte, verrieth, daß er an diesem kalten, feuchten, rauhen Februarmorgen den Mangel eines tüchtigen, langen, gut wattirten Ueberziehers von Double- oder anderm der Jahreszeit gemäßen Stoff sehr schmerzlich empfand.

„Aber wer kann das sein?“ fragte Justine in immer größerer Aufregung. „Er kommt ja gerade auf uns zu!“

„Na, dann werden wir es wenigstens eher erfahren, als wenn er krumm auf uns zukäme,“ bemerkte der alte auf Wortspiele versessene Uhrmacher.

Er hatte nicht Zeit, noch etwas Weiteres hinzuzusetzen, denn schon hörte man die Hausthürklingel und gleich darauf ward an die Thür des Zimmers gepocht.

„Herein!“ rief Justine und legte erwartungsvoll ihre Strickerei vor sich auf den Tisch.

Sechstes Kapitel.

Wer lieben will, muß leiden.

„Ich wünsche guten Morgen," sagte der Fremde, indem er höflich, noch ehe er völlig eingetreten war, den Hut abnahm und sich leicht und ungezwungen verbeugte. „Ich wünsche guten Morgen und bitte um Entschuldigung, daß ich so früh schon störe."

Wäre der Rock des Fremden nicht von oben bis unten zugeknöpft gewesen, so hätte der alte Uhrmacher gleich aus dem Vorhandensein oder dem Mangel einer Uhrkette mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen können, ob dieser Besuch ihm in seiner Eigenschaft als gewerbtreibender Künstler gelte, oder ob demselben andere Motive zu Grunde lägen.

Der junge Mann schien die Gedanken des Uhrmachers zu errathen, denn ehe noch dieser oder seine Nichte den Gruß erwiedern konnte, setzte er hinzu:

„Um noch weitere Entschuldigung muß ich bitten, daß ich nicht komme, um Ihre Thätigkeit in

5*

Ihrem Fache in Anspruch zu nehmen, mein Herr, sondern bloß, um Sie in einer für mich ungemein wichtigen Sache zu Rathe zu ziehen."

Der Fremde sprach dies in so lautem Tone und so geflissentlich deutlich, daß mit Gewißheit anzunehmen stand, es habe ihn Jemand von der Harthörigkeit des alten Martin Schüßler vorher unterrichtet.

Justine betrachtete sonst jeden fremden Menschen mit mißtrauischem Auge und befreundete sich überhaupt nur schwer mit Jemandem. Gleichwohl schien der junge Mann, den sie jetzt zum ersten Male sah, sofort einen sehr guten Eindruck auf sie zu machen, denn sie erhob sich, trug einen Stuhl herbei und sagte mit einem nach ihrer Art freundlichen Knix:

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen."

Martin Schüßler legte das Rädchen, mit dessen Ausputzen er gerade beschäftigt war, ebenfalls weg, drehete sich mit seinem Arbeitssessel nach dem Stuhl, auf welchem der Fremde Platz genommen, herum und sagte:

„Wenn ich Ihnen dienen kann, so soll es gern geschehen. Wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Ich bin," antwortete der Fremde, „der Notar und Advokat Heinrich Hammermeister aus Waldenburg. Obschon ich mich dort seit länger als

vier Jahren niedergelassen, hat es mir doch bis jetzt nicht gelingen wollen, eine nur einigermaßen einträgliche Praxis zu erlangen. In großen Städten, wissen Sie, wimmelt es von Juristen und —"

„Ja, ja," unterbrach Martin Schüßler, „es ist gerade wie mit den Uhrmachern, da hockt auch einer auf den andern."

„Sehr richtig," fuhr der junge Mann fort. „Kürzlich nun las ich in der Zeitung eine Bekanntmachung des Magistrats von Grünheim, welche zur Ausübung der Advokatur- und Notariatspraxis befugte Juristen aufmerksam machte, daß der zeither hier wohnhaft gewesene einzige Advokat gestorben sei und deshalb sich die Niederlassung eines „Nach„folgers wünschenswerth mache."

„Und Sie dachten, das wäre etwas für Sie?" fragte der Uhrmacher, während seine Nichte, zu bescheiden, sich in das Gespräch zu mischen, sich gleichwohl nicht enthalten konnte, einen mitleidigen Blick gen Himmel zu werfen, als ob sie sagen wollte:

„Ach Du armer Schelm! Da kommst Du hier erst schön an!"

„Ja," antwortete der junge Advokat auf die an ihn gerichtete Frage. „Ich dachte, es wäre etwas für mich. Es war gestern Vormittag, wo ich jene Bekanntmachung las und noch am Nachmittag machte

ich mich auf den Weg hierher, wo ich kurz vor Mitternacht anlangte."

„Mein Gott," sagte Justine, die sich nun nicht länger enthalten konnte, sich mit bei dem Gespräch zu betheiligen, „dann haben Sie wohl diesen weiten Weg bei dieser kalten, rauhen Witterung zu Fuße zurückgelegt?"

„Allerdings, mein Fräulein," antwortete Hammermeister und verrieth dadurch fernerweit, daß er, ebenso wie er von der Schwerhörigkeit des alten Uhrmachers unterrichtet war, auch wußte, mit welchem Prädikat er die Nichte anzureden hatte.

Auf Justine selbst, die, wie schon erwähnt worden, in Grünheim blos schlechtweg „Mamsell" titulirt ward, machte die modernere, feinere und großstädtische Benennung „Fräulein" einen sehr guten Eindruck und sie ward dem jungen Mann, der sich über seine unglückliche Lage so offen und freimüthig aussprach, immer gewogener.

„Das ist ein starkes Stück, welches ich Ihnen nicht nachmache, Herr Advokat," bemerkte der alte Uhrmacher. „Es wundert mich, daß Sie da drüben im Gasthof zu dieser späten Stunde noch Einlaß gefunden haben."

„Schwierigkeiten hatte die Sache allerdings," antwortete Hammermeister lächelnd. „Ich mußte sehr

lange pochen, endlich aber kam mir der Nachtwächter zu Hülfe, der, obschon er für nächtliche Ruhe und Stille sorgen soll, doch mir zu Liebe einen solchen Höllenspektakel machte, daß man mir endlich öffnete."

„Ja, ja," fiel Justine ein; „ich besinne mich jetzt, daß ich von diesem Getöse selbst halb aus dem Schlaf geweckt ward. Erst dachte ich, es wäre Feuer, und wollte schon den Onkel wecken. Es dauerte jedoch nicht lange, so ward Alles wieder ruhig und ich schlief wieder ein."

„Heute Morgen," fuhr der arme Notar in seiner Erzählung weiter fort, „war es mein Erstes, den Gastwirth da drüben von der Absicht, in welcher ich hierhergekommen, in Kenntniß zu setzen und ihn zu fragen, ob mir vielleicht schon Jemand zuvorgekommen und in die hier durch den Tod gerissene Lücke eingerückt sei."

„Und Sie hörten, daß dies nicht der Fall ist," bemerkte Martin Schüßler.

„Sehr richtig," fuhr Hammermeister fort. „Mein Wirth sagte mir, daß der verstorbene Advokat von Grünheim noch keinen Nachfolger gefunden habe, und wahrscheinlich auch nicht sogleich einen finden werde, denn die Aussicht auf Verdienst sei dabei sehr gering."

„Ich freue mich, daß mein alter Freund da drüben —," der Uhrmacher deutete, indem er dies

sagte, mit dem Kopfe nach der Richtung, in welcher der Gasthof stand — „Ihnen das sogleich gesagt hat. Ich hätte ihm nicht so viel Einsicht zugetraut."

Der arme Notar lächelte schmerzlich und fuhr fort:

„Er sagte mit anerkennenswerther Offenheit auch selbst, daß er von der ganzen Sache zu wenig Kenntniß habe, um mir einen zuverlässigen Rath ertheilen zu können, und meinte, wenn ich mit Jemandem sprechen wollte, auf den ich mich verlassen könnte und der mir in jeder Beziehung reinen Wein einschenken würde, so sollte ich nur zu Ihnen gehen."

„Und," entgegnete der alte Uhrmacher lächelnd, „er hat Ihnen wohl auch gesagt, daß ich halb taub bin, denn sonst würde ich Sie nicht so gut verstehen."

„Und von mir," setzte Justine, ehe der Gefragte antworten konnte, hinzu, „daß ich zur Zeit noch unverheirathet bin, denn sonst würden Sie mich nicht Fräulein genannt haben.

Hammermeister machte erst dem Onkel und dann der Nichte eine stumme Verbeugung und gab dadurch zu verstehen, daß sie Beide in ihrer Voraussetzung Recht hätten.

„Leider," hob Martin Schüßler an, „kann ich das, was Ihr Wirth Ihnen gesagt, nur bestätigen. Die Aussichten für einen Mann von Ihrem Fach sind,

was Erwerb betrifft, durchaus nicht ermuthigend. Ihr Vorgänger — überdies ein Jurist vom allergewöhnlichsten Schlage — wäre nicht im Stande gewesen, von dem Ertrage seiner Praxis auch nur seinen Bierdurst —"

„Der aber auch ein kolossaler war," warf Justine mit abermaligem Augenverdrehen ein.

„Ja, da hast Du Recht, Justine, aber Du mußt auch bedenken, daß wir hier in Grünheim sehr billige Bierpreise haben," entgegnete der alte Uhrmacher.

Dann griff er wieder den Faden dessen, was er vorher gesagt, auf und fuhr fort:

„Also ich wollte sagen, daß unser verstorbener Advokat mit seiner Praxis nicht einmal so viel verdiente, als er brauchte, um seinen Bierdurst zu stillen, und daß er deshalb sehr oft durstig zu Bett hätte gehen müssen, wenn er nicht eine Frau mit Vermögen gehabt hätte, deren Einkünfte ihn der Nothwendigkeit überhoben, sich in dieser Beziehung großen Zwang anzuthun.

Heinrich Hammermeister lächelte wieder schmerzlich und entgegnete:

„Mein Durst ist allerdings kein kolossaler und in dieser Hinsicht wäre ich gegen meinen verstorbenen Collegen im Vortheil. Dagegen ist meine Frau ganz vermögenslos und da der Mensch außer der

Stillung seines Durstes noch andere ebenso wichtige Bedürfnisse hat, so wäre ich, Alles in Allem betrachtet, entschieden im Nachtheil."

„Wie? Sie sind verheirathet?" fragten Onkel und Nichte wie aus einem Munde, während die Miene der Letzteren verrieth, daß der junge Mann in ihrer Meinung urplötzlich um wenigstens fünfzig Procent sank.

„Warum klingt das Ihnen so unwahrscheinlich?" entgegnete der arme Notar auf die doppelt an ihn gerichtete, dem Inhalte nach aber einfache Frage. „Ja, ich bin verheirathet und wir haben ein Kind von drei Jahren, ja, wir würden sogar eins von vier Jahren haben, wenn es nicht wieder gestorben wäre.

„Na," bemerkte Justine, „das kann Ihnen, da Sie, wie Sie sagen, in so bedrängten Verhältnissen leben, nur lieb sein."

Die Nichte des Uhrmachers war, wie fast alle alte Jungfern, eine entschiedene Kinderfeindin und der Umstand, daß dieser junge Mann, der ihr übrigens so gut gefiel, ganz gegen ihre Vermuthung vermählt war, machte sie fast geneigt, ihm etwas Unangenehmes zu sagen.

Martin Schüßler war jedoch Mann und folglich frei von Regungen, wie sie nur in der Brust eines

Weibes vorkommen können, und er sagte in theilnehmendem Tone:

„Das thut mir aufrichtig leid zu hören. Ich bin ein alter Junggesell und weiß daher nicht aus eigner Erfahrung, was Vaterfreuden sind, dennoch aber kann ich mir recht lebhaft denken, wie schmerzlich der Verlust eines Kindes sein muß. War das, welches Ihnen gestorben, ein Knabe oder ein Mädchen?"

„Es war ein Knabe," antwortete Hammermeister und es fehlte nicht viel, so wären ihm bei der Er innerung an den Tod seines Erstgebornen die Thränen in die Augen getreten.

„Und ist das, welches ihnen geblieben, auch ein Knabe?" fragte der alte Uhrmacher weiter.

Der Advokat ohne Praxis sah eine Weile vor sich hin und sagte dann:

„Nein, es ist ein Mädchen, leider aber ist es auch in Bezug auf dieses sehr zweifelhaft, ob ich es bei meiner Heimkunft noch lebend antreffen werde."

„Ach, Sie armer Mann!" rief Justine, die über so vielem fremden Unglück die eigene Enttäuschung sofort wieder vergaß und der Gutmüthigkeit, welche der Ausdruck ihres Charakters war, auch durch ihre Worte wieder Rechnung trug. „Wie haben Sie aber unter solchen Umständen überhaupt sich von zu Hause entfernen können?"

„Die Noth und Verzweiflung trieb mich dazu,“ antwortete Hammermeister mit der Freimüthigkeit, die er gleich bei seinem ersten Auftreten hier an den Tag legte. „Meine Frau ist, wenn auch nicht aus reichem, doch aus wohlhabendem Stande und deshalb an so mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, welche sie sich nun schon längst eins nach dem andern hat versagen lernen müssen. Die Mutter hat sie schon frühzeitig verloren und ihr Vater, der vor zwei Jahren starb, entzog ihr durch sein Testament das, wenn auch nicht große Vermögen, welches ihr außerdem zugefallen wäre.“

„Aber dazu muß er doch einen Grund gehabt haben,“ bemerkte Martin Schüßler.

„Allerdings,“ antwortete Hammermeister. „Der Grund, weshalb er so hart gegen seine Tochter handelte, war einfach der, daß Sie mich wider seinen Willen geheirathet hatte.“

„Wider seinen Willen?“ wiederholte Justine, die sich für die Lebensgeschichte ihres neuen Bekannten immer mehr interessirte.

„Ja,“ fuhr dieser fort. „Die Geschichte wäre zu lang, um sie Ihnen jetzt ausführlich zu erzählen. Es genüge Ihnen daher vor der Hand, zu wissen, daß meine Frau noch eine, etwa zwei Jahr ältere Schwester hat, mit welcher ich zuerst verlobt war.

Im Laufe der Zeit aber und während ich im Hause des Vaters aus- und einging, lernte ich auch diese jüngere Schwester kennen und liebgewinnen."

„Ei, ei!" sagte Justine, indem sie den Mund zusammenzog und den Kopf zurückwarf. „Das ist sehr unrecht und soll durchaus nicht vorkommen."

Sie hatte zwar, wie sie oft mit jungfräulichem Stolz erklärte, nie geliebt und hätte vielleicht auch mit gleicher Gewißheit behaupten können, niemals Liebe eingeflößt zu haben, aber sie hatte eine lange Lebenszeit hinter sich, in welcher sie auch in Bezug auf dieses Kapitel so Mancherlei mit angesehen. Ueberdies hatte sie auch so und so viel hundert Romane gelesen, in welchen ja bekanntlich die Liebe die Hauptrolle spielt, während alles Andere sich gewissermaßen nur als Staffage um diesen Kern herumgruppirt.

Deshalb glaubte sie sich vollkommen befugt und berechtigt, in solchen Dingen auch ein Wort mit zu sprechen und ein Urtheil abzugeben.

„Es kommt im menschlichen Leben Vieles vor, was nicht vorkommen soll," sagte Martin Schüßler in seiner versöhnlichen vermittelnden Weise, „und es kann ein Jeder, mag er sein, wer er wolle, sich mehr oder minder nachdrücklich an seiner eigenen Nase zupfen."

Justine wußte, daß sie, wenn sie etwas hierauf entgegnete, von ihrem Onkel nur noch schärfer zurechtgewiesen werden würde.

Dieser Gefahr aber hatte sie nicht Lust, sich noch dazu in Gegenwart eines Fremden, auszusetzen. Sie begnügte sich deshalb, nach ihrer Art, wie sie zu thun pflegte, wenn sie sich beleidigt oder verletzt glaubte, den Kopf emporzuwerfen und schien sich zugleich vorzunehmen, sich nicht weiter, wenigstens nicht wesentlich, an dem Gespräch zu betheiligen.

„Bitte, erzählen Sie weiter," setzte Martin Schüßler zu seinem Besucher gewendet hinzu.

Hammermeister fuhr demgemäß fort:

„Der Vater der beiden Schwestern, ein alter eigensinniger Bureaukrat, erklärte mir, als er von dem wahren Stand der Sache Kenntniß erhielt, sofort, daß, wenn ich mein seiner ältesten Tochter gegebenes Wort bräche und mich mit der jüngern vermählte, er sich dann von dieser vollständig lossagen würde. Charlotte — so hieß die jüngere Tochter — und ich kehrten uns jedoch nicht daran, sondern ließen uns, trotzdem, daß der Vater seine Einwilligung versagte, vermählen und begannen nun unser Zusammenleben, welches wir uns freilich ganz anders geträumt hatten, als wir es in der Wirklichkeit fanden."

„Eine Täuschung, die, glaube ich, unter ähn-

lichen Umständen sehr vielen Liebenden beschieden ist," bemerkte der alte Uhrmacher. „Est solamen miseris, socios habuisse malorum — Sie sehen, daß ich dem Lateiner auch einmal durch's Haus gelaufen bin," setzte er lachend hinzu.

„Ach ja," entgegnete Hammermeister, „allerdings ist es im Elend ein Trost, Unglücksgenossen zu haben; wenn man aber keinen andern hat, als den, zu sehen, daß es andern Leuten auch schlecht geht, so bleibt es immer sehr schlimm. Meine Eltern sind längst gestorben, vermögende Geschwister oder Freunde habe ich auch nicht und da Charlottens Vater sich hartnäckig weigerte, ihr auch nur die kleinste Ausstattung mitzugeben, so blieb uns weiter nichts übrig, als uns auf Credit einzurichten und unsern Ehestand mit Schuldenmachen anzufangen."

„Und eine lohnende Berufsthätigkeit wollte sich nicht für Sie finden?" warf der Uhrmacher ein.

„Nein," antwortete der junge Mann. „Die Haupterwerbsquelle der Advokaten und Notare in Waldenburg besteht im Administriren von Häusern, Verschaffen von Geldern, Regulirung und Abwickelung von Concurssachen und andern dergleichen Geschäften, wie sie in einer großen Handels- und Verkehrsstadt vorzukommen pflegen.

„Und um solche Geschäfte," unterbrach Martin

Schüßler wieder, „mit gutem Erfolg betreiben zu können, ist es nöthig, daß man selbst ein kleines Kapital in Händen habe, um Verläge machen und auf den Eingang der zuweilen sehr lange ausbleibenden Gebühren warten zu können, nicht wahr?"

„Sehr richtig," bestätigte Hammermeister. „Diese Mittel fehlten mir, und so viel Mühe ich mir auch gab, mich bekannt zu machen und mir Clienten zu erwerben, so verging doch ein Monat nach dem andern, ohne daß mir andere als höchst unbedeutende, wenig oder gar nicht lohnende Rechtssachen aufgetragen worden wären."

„Und die Bedürfnisse des Ehe- und Familienlebens steigerten sich mittlerweile immer höher, das versteht sich von selbst."

„Jawohl. Charlotte war sehr häufig krank, die Kinder, welche sie mir schenkte, wollten auch nicht recht gedeihen, das erste starb wieder, wie ich schon vorhin erwähnt, und ich brauche Ihnen unsere trostlose, verzweiflungsvolle Lage nicht weiter auszumalen."

„Und Ihr Schwiegervater ließ sich nicht bewegen, etwas für Sie zu thun?"

„Nein. Wir kannten seine Unbeugsamkeit und machten daher auch gar keinen Versuch, ihn zu unsern Gunsten zu stimmen. Als nach seinem Tode

das Testament, welches er hinterlassen, geöffnet ward, fand sich, daß er seine Drohung, meine Gattin zu enterben, wirklich ausgeführt hatte. Sie ward mit dem Pflichttheil abgefunden und da das ganze Vermögen ein nur geringes war, so können Sie sich leicht denken, daß das davon uns zufallende Minimum im Verhältniß zu unserer bedrängten Lage nur das war, was man im gemeinen Leben einen Schlag in's kalte Wasser nennt. So würgten wir uns mit Hunger und Kummer weiter durch, bis ich endlich gestern las, daß vielleicht hier in diesem Orte Aussicht auf eine bessere Existenz für mich und die Meinen vorhanden sei. Leider weiß ich nun, daß auch diese Hoffnung eine trügerische gewesen ist."

„Aber," hob Justine, die trotz ihrem vorhin gefaßten Vorsatze sich nun nicht mehr enthalten konnte, wieder ein Wort mit dreinzugeben, „konnte es denn die ältere Schwester über's Herz bringen, nicht die Großmüthige zu spielen und sich Ihrer anzunehmen?"

„Ja, das hat sie gekonnt," entgegnete Hammermeister. „Bald nach meiner Vermählung mit Charlotte heirathete sie auf Andringen ihres Vaters, dessen hartes Herz sie geerbt zu haben scheint, einen alten reichen Banquier, einen halben Millionär, in dessen Geldkasten Mitgift und Erbtheil seiner jungen Frau verschwanden wie ein Tropfen Wasser im Meer."

Siebentes Kapitel.

Die Armuth soll leben!

Als der junge Advokat die den Schluß des vorigen Kapitels bildenden Worte gesprochen hatte, sahen Onkel und Nichte einander betroffen an und Ersterer fragte dann im Tone gespannter Erwartung, während auch Justine ihren Strickstrumpf in den Schooß sinken ließ und dadurch den höchsten Grad von Neugier zu erkennen gab.

„Wie heißt dieser alte Banquier?“

„Er heißt Adrian Schüßler,“ antwortete der Gefragte. „Die Firma ist Adrian Schüßler & Comp. Der Compagnon ist jedoch schon längst wieder ausgeschieden und der alte Schüßler war noch bis vor Kurzem alleiniger Inhaber des Geschäfts, welches jetzt durch Verkauf in andere Hände übergegangen ist.“

„Justine,“ sagte der alte Uhrmacher, ehe er etwas auf die Worte des jungen Advokaten erwiederte,

„mache so gut, wie unsere Mittel es gestatten, ein kleines Frühstück zurecht und dann gehe hinüber in den Gasthof und hole eine Flasche Wein. Laß Dir aber eine gute geben und nicht solchen Krätzer, wie man den Leuten in der Regel dort vorzusetzen pflegt."

Die Nichte des Uhrmachers erhob sich sofort von ihrem Stuhl, warf ihren hastig zusammengewickelten Strickstrumpf und Garnknäuel in ein neben ihr auf dem Fensterbret stehendes Körbchen und schickte sich an, den ihr ertheilten Auftrag zu vollziehen. An ihrer freudigen Miene sah man, daß ihr derselbe aus der Seele gesprochen war.

„Aber, mein Himmel," sagte Hammermeister verwundert, nachdem Justine das Zimmer verlassen hatte, „Sie werden doch nicht um meinetwillen Umstände machen wollen? Wie käme ich dazu?"

„Ich werde doch," entgegnete der alte Uhrmacher, indem er den immer mehr erstaunenden jungen Mann bei der Hand ergriff, „einen nahen Verwandten nicht wieder fortgehen lassen, ohne die Pflicht der Gastfreundschaft, so gut es mir eben möglich ist, an ihm erfüllt zu haben."

„Einen Verwandten?" wiederholte Hammermeister.

„Nun ja freilich!" rief der Uhrmacher lachend. „Wenn Sie eine Frau haben, deren Schwester mit dem alten reichen Commerzienrath Schüßler in

Waldenburg vermählt ist, und wenn dieser einen armen alten Uhrmacher in Grünheim zum Bruder hat, so ist die nothwendige Folge, daß Sie auch mit dem letztgedachten würdigen Manne verwandt sind."

„Wie, Sie heißen auch Schüßler?"

„Jawohl, das ganze Jahr. Hat Ihnen denn der Gastwirth drüben, der Sie zu mir gewiesen, das nicht gesagt?"

„Nein, denn dieser Name wäre mir natürlich sogleich aufgefallen. „Gehen Sie nur zu dem alten Uhrmacher da drüben, sagte der Wirth, „der kann Ihnen über Alles genaue Auskunft geben!"

„Ja, ja, ich bin der einzige Uhrmacher im Orte und werde daher mehr bei meinem Handwerk, als bei meinem Namen genannt, der, glaube ich, selbst manchen Einwohnern von Grünheim nicht genau bekannt ist."

„Und ein Aushängeschild führen Sie auch nicht, sonst hätte ich Ihren Namen gelesen."

„Ein Aushängeschild oder eine Firma wäre für mich ein unnöthiger Luxus. Diese paar Klapperkasten," sagte Martin Schüßler, indem er auf die an seinem Arbeitsfenster an einer querübergezogenen Schnur hängenden Uhren deutete, „sind vollauf hinreichend, um den Leuten zu sagen, wer hier haust. Kennen Sie meinen Bruder persönlich?"

„Ja, obschon nur flüchtig. Gesprochen habe ich ihn nie.“

„Das wird Manchem so gehen, der ihn vielleicht noch weit öfter gesehen hat, als Sie. Bruder Adrian war gleich von Kindheit an ein verschlossener, wortkarger Gesell, der ewig nur Zahlen und Rechenexempel im Kopfe hatte.“

„Und darin scheint er auch frühzeitig einen hohen Grad von Meisterschaft erlangt zu haben, denn sonst wäre er nicht so reich geworden, wie er ist. Kommen Sie zuweilen mit ihm in Berührung?“

„Nein, so gut wie gar nicht,“ antwortete der Bruder des Banquiers. „Unser Vater war, eben so wie ich geworden bin, Uhrmacher und wohnte in einer kleinen Stadt Schlesien's. Bruder Adrian sollte auch die Kunst erlernen, die unser Vater trieb und die vor ihm auch unser Großvater und Urgroßvater getrieben. Er hatte aber keine Lust dazu, sondern ward Kaufmann, conditionirte in Hamburg, Amsterdam, London und wohl noch an andern großen Handelsplätzen und etablirte sich endlich in Waldenburg, wo er sich im Laufe der Zeit ein kolossales Vermögen erworben hat.“

„Und Sie sahen einander nicht zuweilen?“ fragte Hammermeister.

„Nein, gar nicht. Unsere Eltern starben sehr bald, nachdem ich das väterliche Haus verlassen, was

Adrian schon mehrere Jahre früher gethan. Ich ging in die Fremde und hörte und sah von meinem ältern Bruder nichts als bis ich, nachdem ich mich schon seit einigen Monaten hier niedergelassen, zufällig erfuhr, daß er gar nicht weit von mir in der Geld- und Handelswelt eine so bedeutende Rolle spielte."

„Und haben Sie ihn nicht einmal besucht?"

„Wäre mir nicht eingefallen! Wir waren einander schon als Knaben nicht recht grün, denn unsere Temperamente sind so verschieden wie Tag und Nacht. Zwar hat er es mit dem seinigen weiter gebracht, als ich mit dem meinigen, aber deswegen tausche ich doch nicht mit ihm. Er kann bei all' seinem Reichthum sich auch nicht mehr als satt essen und das habe ich trotz meiner Armuth auch immer gekonnt."

In diesem Augenblick trat Justine wieder ein und zeigte ihrem Onkel den Wein, welchen sie seinem Geheiß zufolge geholt.

Martin Schüßler hielt die Flasche gegen das Licht, erklärte, daß die Farbe ihm nicht übel gefiele, und fuhr dann, während Justine sich mit dem Herrichten des Frühstücktisches beschäftigte, in seiner Erzählung weiter fort:

„Ich hatte daher schon längst aufgehört, daran

zu denken, daß ich einen Bruder hätte, als er plötzlich im vergangenen Sommer selbst bei mir erschien. Er war auf der Durchreise begriffen und dabei wahrscheinlich aus Langweile, weil er hier ein paar Stunden auf Pferde warten mußte, auf den Einfall gekommen, mich zu besuchen. Wir hatten einander seit länger als fünfzig Jahren nicht gesehen, aber ich erkannte ihn sofort und ehe er noch seinen Namen genannt."

„Ich dachte mir auch gleich, wer es wäre," bemerkte Justine, „obschon ich ihn zum ersten Male sah und mich nur noch dunkel dessen erinnern konnte, was meine Mutter mir als Kind von ihm erzählte."

„Justine," bemerkte der Uhrmacher erläuternd, „ist das Kind einer ältern längst verstorbenen Schwester von mir."

„Ja, ich weiß es," entgegnete Hammermeister. „Der Gastwirth sagte mir, ehe ich zu Ihnen herüberging, daß Sie nicht gut hörten, daß aber im Nothfalle die unvermählte Nichte, welche Ihnen die Wirthschaft führte, in geeigneter Weise interveniren würde."

„Was ich aber bei Ihnen nicht nöthig haben werde," sah Justine sich veranlaßt, einzuwerfen. „Sie sprechen so ungemein deutlich und vernehmlich, daß der Onkel sicherlich Alles versteht, was Sie sagen."

Der alte Uhrmacher bestätigte durch freundliches

Kopfnicken das, was seine Nichte soeben gesagt, und fuhr dann in seiner Erzählung weiter fort:

„Bruder Adrian theilte mir, als er sich nach meinen Verhältnissen erkundigt, mit, daß er, nachdem er sein ganzes Leben lang sich von den Frauen ferngehalten, jetzt auf seine alten Tage es sich noch habe einfallen lassen, ein Weib zu nehmen und zwar eins, welches für seine Jahre blutjung zu nennen sei.“

„Da hat er auch sehr Recht, denn Mathilde — so heißt die Schwester meiner Frau — zählt gegenwärtig höchstens sieben und zwanzig Jahr, während er nahe an die Siebzig sein muß.“

„Hinein ist er, hinein!“ entgegnete der Uhrmacher. „Ich bin acht und sechzig, er ist drei Jahr älter als ich und folglich ein und siebzig.“

„Das stimmt!“ mischte Justine sich ein. „Meine Mutter wäre, wenn sie noch lebte, jetzt zwei und achtzig und ich besinne mich noch recht wohl, daß sie sagte, ihr ältester Bruder sei elf Jahr jünger als sie.“

„Natürlich,“ fuhr Martin Schüßler fort, „wenn der Mensch etwas Schönes besitzt oder zu besitzen glaubt, so will er auch gern Parade damit machen, und als mein Bruder bemerkte, daß ich neugierig war, seine junge Frau zu sehen, ließ er sie sofort aus dem Gasthofe herüberholen und stellte sie uns vor.“

„Und wie gefiel sie Ihnen?“ fragte Hammermeister.

„Was die körperliche Erscheinung betraf, sehr gut, und wenn Sie, lieber Freund, mit ihr schon verlobt gewesen sind und sie dennoch um der jüngeren Schwester willen verlassen haben, so muß diese letztere ein wahrer Ausbund von Schönheit sein.“

„Nein, das ist keineswegs der Fall,“ entgegnete der junge Advokat. „Meine arme Charlotte kommt ihrer Schwester in Bezug auf äußere Erscheinung bei Weitem nicht gleich und wenn ich blos auf körperliche Schönheit gesehen hätte, so wäre ich Mathilden nicht untreu geworden.“

„Dann waren es also vorzugsweise geistige Eigenschaften, welche Sie zu der jüngeren Schwester hinzogen?“

„Jawohl. Eben so wie Mathildens stolzer, herrschsüchtiger Character mich ihr bei längerem Umgange abgeneigt machte, eben so unwiderstehlich bestrickte Charlotte, als ich diese näher kennen lernte, mich durch die Sanftheit und Anmuth ihres Wesens, während sie zugleich immer deutlicher verrieth, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war.“

„Meine Herren,“ sagte Justine, welche mittlerweile mit dem Herrichten des Frühstücks fertig geworden war, „wenn Sie sich nun hierherbemühen

und Platz nehmen wollen, so können Sie Ihr Gespräch hier ebenso gut fortsetzen als dort."

„Ja, kommen Sie," sagte Martin Schüßler, indem er sich erhob und Hammermeister veranlaßte, ein Gleiches zu thun, „kommen Sie und lassen Sie uns ein Glas auf die neue Verwandtschaft und eine bessere Zukunft leeren."

Der so Aufgeforderte setzte sich mit dem freundlichen alten Mann zu dem Frühstück nieder, welches Justine aufgetragen und an welchem sie ebenfalls theilzunehmen sich anschickte.

Der alte Uhrmacher erzählte nun seinem aufgefundenen Verwandten weiter, was wir schon wissen, nämlich daß sein Bruder ihm versprochen, nach der Rückkunft aus der Schweiz ihn wieder zu besuchen oder ihn zu sich nach Waldenburg kommen zu lassen, daß er aber, ebenso wie vor jenem ersten Besuche, nicht das Mindeste wieder habe von sich hören lassen.

„Ich werde ihm nicht nachlaufen," setzte der Uhrmacher, als er mit seiner Erzählung fertig war, hinzu. „Er schien wohlwollende Absichten mit uns zu haben, wahrscheinlich aber hat seine junge Frau Gemahlin ihn wieder auf andere Gedanken gebracht. Sie sah mir selbst, gerade so wie Sie, lieber Freund, sie schildern, stolz und herrschsüchtig aus und schien

über die Verwandschaft mit uns armen Leuten nicht sonderlich erbauet zu sein."

„Erst vorgestern," entgegnete Hammermeister, „hörte ich, daß Ihr Bruder gefährlich erkrankt ist. Es war sein Hausarzt selbst, mit dem ich sprach, und dieser meinte, bei dem vorgerückten Alter des Patienten könne der Ausgang dieser Krankheit sehr leicht ein tödtlicher sein.

„Na, das entschuldigt freilich," sagte Martin Schüßler. „Wenn der Mensch auf den Tod krank ist und vielleicht selbst sein Ende heransehen sieht, so kann man nicht von ihm verlangen, daß er an einen Bruder denke, der für ihn so gut wie gar nicht existirt hat. Wahrscheinlisch ist dem guten Adrian seine halbe Million in den Leib getreten und somit noch die Ursache zu seinem Tode geworden. Gäbe es keine andere so wären wir glücklich daran, junger Freund, und vor dem Tode so sicher, wie irgend ein Mensch nur sein könnte."

Der alte Uhrmacher ahnte, indem er dies sagte nicht, daß er der Sicherheit, worin er in diesem Augenblick schwelgte, schon in wenigen Tagen verlustig gehen sollte.

„ Stoßen Sie an, junger Freund," fuhr er fort, indem er sein Glas ergriff. „Unsere Armuth soll leben!"

Hammermeister fand diesen Toast von seinem Standpunkte aus doch ein wenig zu excentrisch. Zwischen seiner Armuth und der des jovialen alten Uhrmachers herrschte immer noch ein gewaltiger Unterschied. Während er oft nicht genug hatte, um mit den Seinigen nicht Hunger leiden zu müssen, langte es bei dem Uhrmacher, wenn er auch nichts zurücklegen konnte, doch immer „aus der Hand in den Mund“ und wie Figura zeigte, war er sogar im Stande, einen zufälligen Gast auf eine Weise zu bewirthen, die, wenn auch nicht lucullisch, doch anständig und gemüthlich war.

Gleichwohl sah Hammermeister ein, daß es nicht recht von ihm wäre, wenn er seinem Wirth durch die Weigerung, in die von ihm ausgebrachte Gesundheit einzustimmen, die gute Laune verdürbe.

Er ergriff daher ebenfalls sein Glas, stieß erst mit dem alten Uhrmacher und dann mit Justine an, konnte sich aber, indem er den Trinkspruch wiederholte, doch nicht enthalten, den Wunsch hinzuzufügen, daß die Armuth wenigstens ihm gegenüber in etwas milderer Gestalt auftreten möge, als sie zeither gethan.

„Sie haben Recht,“ bemerkte Martin Schüßler; „bei mir geht es immer noch besser als bei Ihnen. Was eigentlich Nahrungssorge heißt, das habe ich ebenso wenig kennen gelernt als Justine hier. Sie aber, junger Freund, werden ein Lied davon zu singen wissen.“

Der junge Advokat ohne Praxis bestätigte durch eine bedeutsame Geberde die Worte des Uhrmachers, vermied es aber, durch nochmalige und ausführliche Schilderung seiner bedrängten Lage sich ohne Noth selbst das Herz schwer zu machen.

Man aß und trank nun eine Weile und plauderte von allerhand andern zur Unterhaltung bei einem fröhlichen Frühstück besser geeigneten Dingen.

Hammermeister erzählte von den Wundern des großen, volkreichen Waldenburg, welches Martin Schüßler ein einziges Mal und zwar schon vor langen Jahren, Justine aber noch gar nicht mit leiblichen Augen gesehen.

Sie war daher, während ihr neugefundener Verwandter erzählte, im Stillen ganz verwundert, wie Jemand, der an einem Orte wohnte, wo es fortwährend so viel Schönes und zwar größtentheils umsonst zu schauen gab, wünschen könne, seine Existenz nach einem so elenden Orte wie Grünheim zu verlegen, wo es selbst auf dem Hauptplatze, dem Markte, nichts weiter zu sehen gab, als barfüßige, sich miteinander herumbalgende schmutzige Kinder und botanisirende Gänse.

„Und was gedenken Sie nun zunächst zu thun, lieber Freund?" fragte der Uhrmacher, nachdem man sich in dieser Weise wohl eine Stunde lang ganz angenehm unterhalten und dabei nicht blos die ursprüng=

lich vorhandene eine, sondern auch noch eine, auf ihres Onkels Geheiß von Justine ebenfalls herbeigeholte zweite Flasche Wein geleert; „was gedenken Sie nun zunächst zu thun?“

Hammermeister entgegnete hierauf, daß ihm weiter nichts zu thun übrig bliebe, als nach Hause zurückzukehren und seiner armen Gattin die unerfreuliche Kunde zu bringen, daß sie durch eine Uebersiedelung von Waldenburg nach Grünheim nicht nur nichts gewinnen, sondern ihre jetzt schon so trostlose Lage nur noch trostloser machen würden.

„Vor einiger Zeit,“ setzte Hammermeister hinzu, „erbot sich ein College und Universitätsfreund, der mir zufällig begegnete und dem ich mich anvertraute, mich gegen einen bestimmten, freilich knappbemessenen Monatsgehalt als Hülfsarbeiter auf seiner Expedition zu beschäftigen. Wenn ich dieses Erbieten annehme, so verliere ich factisch meine Selbstständigkeit und es wird mir fast unmöglich werden, dieselbe je wieder zu erringen. Gleichwohl aber wird mir, wenn ich mit den Meinigen nicht geradezu ganz zu Grunde gehen will, nichts weiter übrig bleiben, als diesen letzten Rettungsanker auszuwerfen, sollte auch mein armes Lebensschifflein daran verfaulen.“

Achtes Kapitel.

Das Darlehn.

„Sie müssen, lieber Freund," sagte der alte Uhrmacher auf die letzte Bemerkung seines neuen Verwandten, „nicht Alles von der schwärzesten Seite ansehen. Nehmen Sie das Anerbieten Ihres Freundes an, und stellen Sie sich dadurch wenigstens für die Zukunft und in Bezug auf das Nothwendigste sicher. Wer weiß, wo mittlerweile Ihnen Ihr Glück doch noch erblüht."

Hammermeister schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf und gab damit zu verstehen, daß er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nun vollständig aufgegeben habe.

Nachdem man sich noch eine Weile über dies und jenes unterhalten, sah er nach einer der vielen im Zimmer umherhängenden, auf Probe in Gang gesetzten Uhren und sagte:

„Uebrigens wird es nun allmählich Zeit, daß

ich mich wieder auf den Weg mache, wenn ich nicht allzu spät am Abend wieder daheim sein will."

„Freilich," sagte der alte Uhrmacher, „acht Stunden sind ein tüchtiger Marsch, wiewohl ich, trotzdem ich ein alter Kerl bin, mich nicht davor fürchten würde, denn ich bin, schon im Allgemeinen noch rüstig, dies doch ganz besonders auf den Füßen, und mache jeden Sonntag Nachmittag regelmäßig einen Spaziergang von drei bis vier Stunden, ohne ein einziges Mal einzukehren. Wenn Sie es nicht glauben wollen, so fragen Sie hier meine Nichte."

„O, ich bezweifle es nicht im mindesten," entgegnete Hammermeister. „Dergleichen Beispiele von Rüstigkeit bei Leuten in vorgerückten Jahren kommen zuweilen vor."

Der alte Uhrmacher sah einige Augenblicke lang sinnend vor sich hin. Guter Wein macht bekanntlich muthig und unternehmungslustig, und nach einer kurzen Pause hob Martin Schüßler wieder an:

„Hätte ich nicht gerade ein paar so nothwendige Stücke Arbeit fertig zu machen, so hätte ich fast Lust, Sie, junger Freund, nach Waldenburg zu begleiten. Sie sagen, mein Bruder sei gefährlich krank, und wenn er sich auch nicht um mich bekümmert hat, so muß ich mir doch sagen, daß ich es auch nicht besser gemacht habe, und es würde mir später selbst zur

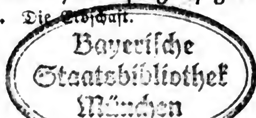
Beruhigung dienen, wenn ich ihn jetzt noch einmal gesehen hätte."

„Nun, so geh' doch mit, Onkel," sagte Justine in ermunterndem Tone. „Eine solche Gelegenheit, den Weg in so angenehmer Gesellschaft zu machen, findest Du nicht sogleich wieder. Die Herren, für welche Du Uhren zu repariren hast, können schon ein paar Tage warten."

„Das verstehst Du nicht, Justine," entgegnete der Onkel in etwas barschem Tone. „Herr von Zehrbach, der Rittergutsbesitzer und große Uhrenjokel, ist mein bester Kunde. Er kauft fortwährend Uhren aller Art, an welchen er, wenn sie ihm nicht nach Wunsch gehen, selbst herumpestelt, bis er sie so gründlich ruinirt hat, daß er dann nothgedrungen damit zu mir kommt. Die zweite dringende Arbeit, die ich vorhabe, die Secundenuhr unseres Arztes, muß bis morgen früh fertig sein, wenn ich nicht das Leben kranker Mitbürger muthwillig in Gefahr bringen will."

Justine machte bei dieser Erklärung ihres Onkels wieder ein mürrisches Gesicht.

Sie hatte sich schon längst mit der kühnen Idee getragen, einige Freundinnen zu einem solennen Kaffee einzuladen, und hätte folglich gern einmal die



zufällige Abwesenheit ihres Onkels zur Verwirklichung dieses Plans benutzt.

Sie wußte jedoch, daß er sich in das, was er sein Handwerk nannte, durchaus nicht reden ließ, und hielt es daher für das Räthlichste, die Gelegenheit als blos aufgeschoben zu betrachten und das wirkliche Eintreten derselben ruhig abzuwarten.

Hammermeister seinerseits sprach sein lebhaftes Bedauern aus, der Begleitung seines neuen Verwandten auf der Heimreise nicht theilhaftig werden zu können, und setzte dann hinzu:

„Wären meine Geldmittel nicht so fürchterlich knapp und triebe mich nicht die Sorge um Weib und Kind wieder nach Hause, so wartete ich hier ein paar Tage, bis Sie mitreisen könnten; so aber —"

„Nein, nein," unterbrach Martin Schüßler, „gehen Sie nur immer voran, in zwei oder drei Tagen komme ich nach und werde dann, sobald ich gesehen habe, was mein Bruder macht, auch Sie und die Ihrigen aufsuchen."

Der alte Uhrmacher schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Es thut mir leid, daß auch in meiner Kasse jetzt mehr Ebbe als Fluth vorherrschend ist, sonst würde ich es mir zum Vergnügen machen, Ihnen, junger Freund, ein kleines Darlehen anzubieten. Da

Sie Aussicht auf einen bestimmten Gehalt bei Ihrem Freunde haben, so könnten Sie mich ja mit der Zeit wiederbezahlen, aber, wie die Wiener sagen, es thut's halt nicht."

Hammermeister wollte seinen Dank für dieses freundliche Erbieten zu erkennen geben, Justine aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern sagte:

„Vielleicht kann ich aushelfen. Ich habe mir, wenn auch nicht viel, doch etwas erstrickt und ernäht, und wenn ich damit dienen kann, so soll es mich freuen. Ich brauche es ja vor der Hand nicht!"

Der junge Advokat wollte wieder etwas sagen, kam jedoch abermals nicht zu Worte, denn Justine hatte kaum ausgeredet, so rief ihr Onkel:

„Das ist ein guter Gedanke, Justine! Ja, bringe Deinen Schatz her! Er wird nicht so groß sein, daß man davor erschrecken könnte. Gieb ihn unserem armen Freund, damit er von seiner Reise wenigstens etwas mit nach Hause bringt. Daß Du Dein Kapital bei Heller und Pfennig wiederbekommst, dafür bürge ich."

Justine wartete nicht, bis ihr Onkel ausgeredet hatte, sondern ging an eine kleine Commode, schloß das oberste Fach derselben auf, kramte in einem sogenannten Beikästchen herum und brachte ein kleines, einenes Beutelchen zum Vorschein, woraus sie eine

Anzahl Thalerstücke in die Hand schüttete und dann auf den Tisch, an welchem noch die beiden Männer saßen, hinzählte.

Es waren nicht mehr als zehn — die ganze Frucht eines mehrjährigen angestrengten Fleißes, insoweit die Erträgnisse desselben nicht durch allerhand Bedürfnisse der Arbeitenden absorbirt worden waren.

„Mehr habe ich nicht," sagte Justine. „So wenig es auch ist, so ist es mir doch sauer zu verdienen geworden, und es wird mir, aufrichtig gesagt, nicht ganz leicht, mich davon zu trennen. Ich müßte aber kein Herz im Leibe haben, wenn ich das Geld nicht zu einem solchen Zwecke hergeben wollte. Uebrigens ist es ja unverloren."

„Ja, ganz gewiß und wahrhaftig unverloren," rief Hammermeister, indem er seine Augen unverwandt auf die großen, blanken Silberstücke heftete.

Er hatte, wie wir gesehen, zweimal im Begriff gestanden, das ihm gemachte Anerbieten abzulehnen, und war daran nur durch den gutmüthigen Eifer seiner neuen Freunde und Verwandten verhindert worden.

Jetzt aber, wo er das Geld wirklich daliegen sah, konnte er es nicht über sich gewinnen, es wirklich zurückzuweisen. So klein die Summe auch war, so

war es doch eine geraume Zeit her, seitdem er eine solche besessen, oder auch nur gesehen hatte.

Er konnte daher nicht der Versuchung widerstehen, sie wenigstens vorübergehend sein zu nennen.

„Sie sind sehr gütig, meine Freunde," sagte er mit wirklicher Rührung. „Wenn Sie mir dieses Geld leihen wollen, so nehme ich es mit Dank an und brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich mir angelegen sein lassen werde, es Ihnen so bald als möglich zurückzuerstatten."

„Schon gut, schon gut, nehmen Sie nur!" sagten Onkel und Nichte gleichzeitig.

Hammermeister strich die zehn Thalerstücke vom Tische und ließ sie klirrend in seine Beinkleidertasche fallen, welche sich über diesen ungewohnten Besuch ebenso wundern mochte, wie eine armselige Schubkärrnerherberge, wenn plötzlich ein König mit seinem Gefolge einzieht.

Geld — sei es nun ehrlich erworbenes oder geborgtes, oder auch gar gestohlenes — macht Muth und Hammermeister fühlte sich jetzt, wo er seine Tasche so gut ausgestattet wußte, weit mehr geneigt, nach Waldenburg zurückzukehren, als kurz vorher, wo die darin vorhandenen wenigen Groschen ihm auf der Rückreise höchstens erlaubt haben würden,

ein- oder zweimal einzukehren und seinen Hunger und Durst auf die allerbescheidenste Weise zu stillen.

So aber nahm er sich vor, den Rückweg blos bis zur nächsten, nicht ganz zwei Stunden entfernten Poststation zu Fuße zu machen, hier in der ihm aus frühere Zeiten bekannten, sehr guten Restauration einmal ein recht hübsches Mittagsmahl zu sich zu nehmen und dann die noch übrige Strecke seiner Rückreise bequem im Postwagen zurückzulegen.

Es thut uns leid, die gute Meinung, welche unsere Leser jedenfalls von Heinrich Hammermeister gefaßt haben werden, durch den Einblick, den wir ihnen somit in seine geheimen Gedanken gewähren, zum großen Theil wieder beeinträchtigen zu müssen.

Unsere Pflicht ist es jedoch vor allen Dingen, die Personen unserer sich auf wirkliche Thatsachen gründenden Erzählung so zu schildern, wie sie wirklich waren, und gleich von vorn herein die Triebfedern zu enthüllen, welche nothwendig vorhanden sein mußten, wenn die Geschicke unserer Personen sich so gestalten sollten, wie wir sie im weiteren Verlaufe der Erzählung sich gestalten sehen werden.

Heinrich Hammermeister war ein Mann, dessen Charakter gleichzeitig aus den besten und schlimmsten Eigenschaften zusammengesetzt war, welche dem Menschen beschieden sein können.

Mit klarem Verstand und vielen glücklichen Anlagen und Talenten ausgestattet, war er dabei freimüthig, aufrichtig und gutmüthig, aber auch zugleich im höchsten Grade leichtsinnig, zur Schwelgerei geneigt und, wenn sein Hang dazu einmal geweckt ward, im Stande, demselben Alles zu opfern und selbst die heiligsten Pflichten nicht blos zu vernachlässigen, sondern auch geradezu mit Füßen zu treten.

Hätte er diese großen und schweren Fehler nicht besessen, so hätte er kaum sich und die Seinigen in die verhängnißvolle und traurige Lage bringen können ,in welcher er sich eben befand.

Wir haben gesehen, daß er bei Schilderung seiner zeitherigen Schicksale den Mangel an Erfolg in der von ihm gewählten Carrière auf den Umstand zurückzuführen suchte, daß sein Berufsfach von Ausübenden desselben überfüllt sei und daß ihm nicht ein besonderer Fonds zu Gebote gestanden habe, um, wie die Kaufleute zu sagen pflegen, etwas in das Geschäft wenden zu können.

Wer jedoch das Leben und die Verhältnisse kennt, wird wissen, daß der Mann, der das Seinige redlich gelernt hat und ernsten Fleiß anwendet, selbst bei großer Concurrenz und Mittellosigkeit sich in den meisten Fällen doch seinen Weg bahnt.

Der Grund des gänzlichen Mißerfolgs, von

welchem Hammermeisters Bemühungen, sich als Jurist im Dienste des Publikums eine sichere Existenz zu gründen, begleitet waren, lag vielmehr darin, daß er die Aufträge, die man ihm anfangs von mehreren Seiten ertheilt, sammt und sonders nicht in der pünktlichen und zufriedenstellenden Weise erledigt hatte, wie seine angehenden Clienten mit Recht verlangen konnten.

Oft, wenn er beim Glase saß und einen jovialen Zechgenossen gefunden hatte, versäumte er die Abwartung von Terminen oder andere übernommene Verrichtungen, oder war für Leute, die ihn in seiner Wohnung aufsuchten, selbst zu den Stunden nicht anzutreffen, wo man voraussetzen konnte, daß er zu sprechen sein würde.

Wohl äußerten die bittern Thränen, womit Charlotte ihn fast täglich bat, auf dem Wege, der ihn und die Seinigen unrettbar dem Verderben entgegenführen mußte, umzukehren und sich, so lange es noch Zeit wäre, in dem schon wankend gewordenen Vertrauen, welches er noch genoß, wieder zu befestigen, dann und wann einige Wirkung.

Diese Wirkung war aber nie eine nachhaltige.

Einige Wochen lang vielleicht lag er seinen Berufsgeschäften mit ziemlich genügender Pünklichkeit ob. Sobald er jedoch durch einen eingehenden größeren Betrag in den Stand gesetzt ward, sich wieder gute

Tage zu machen, verfiel er wieder in seinen alten Lieblingsfehler und gab sich den Freuden des Wirthshauses hin, unbekümmert, ob Weib und Kind daheim darbten oder ob günstige Gelegenheiten zu lohnendem und einträglichem Erwerb ihm auf immer entschlüpften.

Daß die Folgen, so wie sie kamen, kommen mußten, ist leicht einzusehen.

Nicht länger im Stande, die anständige, gut und bequem ausgestattete Wohnung, welche das junge Ehepaar anfänglich innegehabt, länger zu behaupten, sah es sich genöthigt, diejenigen Gegenstände, welche ihm nicht schon auf Andringen seiner Gläubiger abgepfändet worden, zu verkaufen, sich immer bescheidener und ärmlicher einzurichten und sich endlich in die armselige Umgebung zu finden, in welcher wir Charlotte und ihr krankes Kind zu Anfang unserer Erzählung angetroffen haben.

Hammermeister für seine Person suchte sich natürlich dieser Umgebung, in welcher Charlotte nothgedrungen ausharren mußte, so oft als möglich zu entziehen. Auch seinen Marsch nach Grünheim hatte er mehr deshalb unternommen, um wenigstens auf ein paar Tage aus der ungesunden, für ihn gleichsam mit Vorwürfen gefüllten Atmosphäre des Zimmers hinwegzukommen, in welchem sein Kind zwischen

Leben und Tod schwebte, als weil er mit Sicherheit darauf gerechnet hätte, in dem kleinen, verhältnißmäßig armen Landstädtchen das zu finden, was er in der großen, reichen, fortwährend Gelegenheit zu lohnendem Erwerb bietenden Provinzialhauptstadt bis jetzt vergebens gesucht.

Nun aber mußte er wieder zurück ins alte Elend, und er schickte sich an, dies unverweilt zu thun, wiewohl nicht ohne sich unterwegs die Genüsse zu gestatten, die wir vorhin erwähnt und zu welchen er nun in Folge des so unverhofft erlangten Darlehns die Mittel besaß.

Er nahm daher Abschied von dem alten jovialen Uhrmacher und dessen jungfräulicher Nichte und sprach die bestimmte Erwartung aus, Ersteren an einem der nächstfolgenden Tage bei sich in Waldenburg zu sehen.

„Ich komme ganz gewiß,“ sagte Martin Schüßler, indem er seinem neuen Verwandten, der ihm natürlich den Umstand, daß er selbst die Hauptschuld an seiner unglücklichen Lage trug, klüglich verschwiegen, nochmals die Hand zum Abschied drückte; „ich muß doch sehen, ob Bruder Adrian noch lebt und was er macht.“

Und so schied man.

Neuntes Kapitel.

Das Pfarrhaus.

Der Wind wehete scharf und schneidend, als Hammermeister, nachdem ihm der alte Uhrmacher und Justine bis an die Hausthür das Geleit gegeben, um die Ecke des Marktplatzes bog, der jetzt in der rauhen Jahreszeit nicht einmal durch die Staffage barfüßiger Gassenbuben und botanisirender Gänse belebt ward.

Hammermeister's Blut war durch die gemüthliche Temperatur des Zimmers und den genossenen guten Wein so angenehm und nachhaltig erwärmt worden, daß er, der jugendliche, kräftige Mann, die Kälte der Luftströmung anfangs gar nicht fühlte, sondern mit offenstehendem, flatterndem Rock rüstig und flink die einzige Gasse hinausmarschirte, welche unmittelbar in die von weiter her kommende nach Waldenburg führende breite Chaussee einmündete.

Erst als er diese betrat, wo der Schutz der Häuser,

den er bis jetzt genossen, durch den der niedrigen dünnen Kirschbäume, welche die Straße zu beiden Seiten einfaßten, nicht ersetzt werden konnte, bemerkte er, daß die in ihm durch Ofengluth und Rebensaft künstlich erzeugte Hitze allmälig verdampfte, und er knöpfte, um das Residuum derselben so lange als möglich zu hüten, den kurzen dünnen schwarzen Rock bis dicht unter den Hals hinauf fest zu.

Dann schwang er seinen starken wuchtigen Stock und setzte seinen Weg mit beschleunigtem Schritte weiter fort.

Die Landstraße war ganz einsam und weder vor noch hinter sich konnte Hammermeister, so weit sein Auge reichte, irgend ein Fuhrwerk oder auch nur einen Schubkärrner oder andern Fußwanderer entdecken.

Die Witterung war nicht blos stürmisch, sondern auch regnerig, und dieser Regen hatte in dem gegenwärtigen Falle noch das Unangenehme, daß er, obschon nicht stark, sondern nur fein und nebelhaft, in der Richtung von Waldenburg herkam und folglich unserem Wanderer gerade in's Gesicht schlug.

Man hätte meinen sollen, Alles dies zusammengenommen — Wind, Regen, Kälte, Nahrungssorgen und Selbstvorwürfe — hätten Hammermeister in eine der unglücklichsten und gedrücktesten Stimmungen versetzen müssen, welche einem armen Erdenpilger beschieden sein können.

Das war aber durchaus nicht der Fall.

Trotz der Ungunst der Jahreszeit und Witterung, trotz der Einöde, durch welche er sich bewegte, und trotzdem, daß er sich abermals in einer letzten Hoffnung getäuscht gesehen, fühlte Hammermeister sich so heiter und muthig gestimmt, wie er seit langer Zeit nicht gewesen und wie man es bei einem Manne in solchen Verhältnissen überhaupt kaum für möglich gehalten hätte.

Er konnte sogar nicht umhin, dieser gehobenen Stimmung Worte zu leihen. Er that dies auch mit, um sich gewissermaßen selbst Gesellschaft zu leisten. Belauscht oder behorcht zu werden, brauchte er nicht zu fürchten, denn es war weit und breit Niemand zu sehen.

„Ich weiß," lautete sein Monolog, „selbst nicht, wie es kommt, daß ich mich so zuversichtlich und aufgeräumt fühle, trotzdem daß mich meine Schritte wieder heimwärts tragen, wo ich weiter nichts sehen werde, als Charlottens blasses verweintes Gesicht und Lenchens vom Fieber glühende Wangen. Am Ende ist die Kleine gar todt. Das sollte mir leid thun, denn sie ist ein gutes Kind, und oft das Einzige, was mich erheitert, wenn Charlotte mich mit ihren ewigen Klagen fast zur Verzweiflung treibt.

„Indessen," fuhr er, nachdem er eine Weile ge-

schwiegen, weiter fort, „sollte das Kind uns entrissen werden, so müßte ich sagen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Wer weiß, ob es nicht vielleicht gut ist, wenn es der Mutter vorangeht, denn daß diese es bei ihrer schwächlichen Gesundheit nicht viele Jahre mehr treiben wird, ist fast mit Gewißheit vorauszusehen."

Er schwieg wieder eine Weile, denn der Wind ward immer stärker und raubte ihm fast den Athem. Dennoch hob er nach einer Weile wieder an:

„Es war überhaupt thöricht von mir, daß ich mich von Charlottens sanften Taubenaugen bestricken ließ, und mein Verhältniß zu Mathilde löste. Hätte ich mich mit dieser vermählt, so stände ich jetzt anders da und brauchte nicht bei Sturm und Regen die Landstraße zu messen, wie ein Handwerksbursche. Mathildens Vater hätte gewiß alles Mögliche gethan, um mir mit einem angemessenen Fond unter die Arme zu greifen, und das, wenn auch nicht große Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterlassen, würde mir ebenfalls trefflich zustatten gekommen sein. Auch paßt die stolze, muthige, imposante Mathilde im Grunde genommen weit besser für mich als die wohl herzensgute, aber schlaffe Charlotte, die auch nicht die mindeste Energie besitzt. Das habe ich zu spät einsehen gelernt."

Er warf, indem er diese letzten Worte sprach, einen Blick vor sich in die Ferne.

Jenseits des kleinen Wäldchens, an welchem die Chaussee jetzt vorüberführte, ragte in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde ein stattliches Gehöfte empor, welches aus vier ein rechtseitiges Quadrat bildenden Gebäuden bestand.

Es war dies die Poststation, in welcher Hammermeister, wie wir wissen, gut und reichlich zu Mittag zu speisen und dann mit der nächsten vorbeikommenden Post die weitere Rückreise nach Waldenburg, besser gegen Wind und Wetter geschützt und ohne die Füße noch ferner zu ermüden, zu machen gedachte.

Dieser Anblick schien seine Stimmung, welche während des letzten Theils seines Monologs ein wenig gesunken war, wieder zu heben und er sagte:

„Doch, was einmal nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Dieser wackere Uhrmacher und seine eben so wackere Nichte haben mich in den Stand gesetzt, wenigstens einige Tage wieder behaglich zu leben, und übrigens ist es mir, als ob eine innere Stimme mir sagte, daß ich an einem Wendepunkt meines Lebens stehe, daß die Hungerleiderei bald ein Ende nehmen werde und daß die Silberthaler, die so lustig in meiner Tasche klimpern, nur die ersten

vorläufigen Tropfen des Wolkenbruches von Reichthum sind, der sich urplötzlich über meinem Haupte entladen wird. Darum

Muth gefaßt, wir werden siegen,
Alle Klippen überfliegen
Und das schöne Ziel erreichen,
Wo —"

Hier stockte Hammermeister plötzlich. Er hatte im Uebermaße seiner Zuversicht diese einem alten, sonst sehr beliebten Clavierlied entlehnten Worte mit lauter Stimme zu singen angefangen, hielt aber bei der letzten Zeile, welche bekanntlich lautet:

„Wo wir einst uns alle gleichen"

inne, denn er bedachte unwillkührlich, daß dieses Ziel nicht gerade das war, worauf er es zunächst abgesehen hatte.

Er war mittlerweile an der Ecke des Wäldchens angelangt und hätte nun bis zur Poststation nicht viel über eine Stunde mehr zu gehen gehabt.

Er bemerkte, daß hier ein ziemlich gut gebauter Fahr- und Communicationsweg von der großen Chaussee ab und am Saume des Wäldchens hin nach einem Dorfe führte, dessen alterthümlich gebauten Thurm man durch den nebelhaften Regen hindurch sah und welches daher kaum eine halbe Stunde entfernt sein konnte.

Neugierig, zu wissen, wie dieses Dorf heiße,

näherte Hammermeister sich dem am Anfange des dahinführenden Weges errichteten Wegweiser und las auf dem einzigen ausgestreckten Arm desselben die Worte:

„Weg nach Bleichfurt, ½ St.“

„Bleichfurt, Bleichfurt,“ wiederholte der Wanderer mehrmals und blieb, um sich besser besinnen zu können, das Kinn auf den Knopf seines wuchtigen Stockes stützend, stehen. „Diesen Namen habe ich erst kürzlich gehört oder gelesen und weiß, daß für mich sich noch etwas Besonderes daran knüpft. Wer aber sagt mir in diesem Augenblick, was es ist?“

Plötzlich schien dem Grübelnden ein Licht aufzugehen und er rief:

„Richtig, jetzt weiß ich's! In Bleichfurt wohnt jetzt mein alter Freund Karl Angermann, der, wie ich in der Zeitung gelesen, vor einigen Monaten dort Pastor geworden ist. Wie würde der sich freuen, wenn er mich sähe!“

Heinrich Hammermeister war, wie er schon mehrfach bewiesen, ein Mensch des augenblicklichen Impulses und trug nie Bedenken, demselben, dafern es ihm nur einigermaßen möglich war, zu folgen.

Auch jetzt überlegte er schnell, daß er zu dem Elend daheim immer noch Zeit genug zurückkäme, und daß er es sich später ganz gewiß selbst nicht

verzeihen würde, wenn er diese Gelegenheit, einen alten Freund, in dessen Nähe der Zufall ihn einmal geführt, mit wenig Mühe und ohne alle Kosten zu besuchen, unbenutzt ließe.

Das gute Diner in der Postrestauration und die bequeme Wagenfahrt nach Waldenburg waren ihm gewiß genug, wenn er von Bleichfurt zurückkam, wo er sich natürlich je nach Umständen vielleicht einige Stunden, höchstens aber einen Tag aufzuhalten gedachte.

Er konnte ja nicht wissen, welchen Empfang er finden würde. Daß derselbe von Seiten seines Freundes ein guter und herzlicher sein werde, daran zweifelte er nicht im mindesten. Dieser Freund war aber — dies hatte Hammermeister vor etwa zwei Jahren auch aus der Zeitung erfahren — verheirathet und es ist eine alte Erfahrung, daß ehemalige Commilitonen und andere Freunde aus der Periode des fröhlichen, freien, frischen, aber nicht allemal frommen Studenten- oder überhaupt Junggesellenlebens später von den Gattinnen ihrer Freunde nicht allemal gern gesehen sind.

Fürchten diese Frauen vielleicht, daß bei solchen Gelegenheiten die Herren sich wechselseitig wieder an allerhand lustige Geschichtchen erinnern, wovon sie ihnen, den Frauen nämlich, natürlich nie ein Sterbens-

wörtchen erzählt haben? Oder daß sie einer dem andern das Herz ausschütten und zwischen ihrem damaligen und ihrem jetzigen Leben Vergleiche anstellen, die nicht zu Gunsten des Ehestands lauten?

Möglich, daß dem so ist; genau wissen wir's nicht.

Auch in Hammermeister mochten dergleichen Bedenken auffsteigen, denn Freund Angermann war, obwohl Theolog, doch eins der fidelsten „Häuser" gewesen.

Man sagt, daß dies bei Studenten der Theologie fast in der Regel der Fall sei.

Die Sache geht auch ganz natürlich zu.

Der sich der Gottesgelahrtheit widmende Jüngling weiß, daß, wenn er einmal in Amt und Würden ist, dann ihm mancherlei Lebensgenüsse versagt sind, in welchen Juristen, Mediziner und jene buntscheckige Heerde, welche sich in dem umfangreichen Stalle der philosophischen Facultät durch einander tummelt, ohne ihrem Renommée als Leute ihres Faches zu schaden, wenn die Umstände es sonst erlauben, ungehindert schwelgen dürfen.

Keinem Menschen fällt es ein, von einem Mediziner zu verlangen, daß er selbst der Gesundheit gemäß lebe, oder von einem Juristen, daß er sich keiner Gesetzübertretung schuldig mache, und weiß man auch,

daß sie in dieser Hinsicht fehlen oder gefehlt haben so würde man doch geradezu für unvernünftig erklärt werden, wenn man behaupten wollte, daß sie sich dadurch zur Ausübung ihres Berufs unfähig machten.

Nur der arme Theolog soll nicht blos durch sein frommes beredtes Wort, sondern auch durch sein gutes Beispiel wirken. Er soll die Lehre, die er Andern giebt, auch selbst beobachten, durch sein Vorbild bekräftigen, und dadurch desto eindringlicher machen.

Kein Wunder daher, daß er, so lange er noch athmet im rosigen Licht der Freiheit, sich diese zu Nutzen zu machen sucht, um dann später, wenn er in den Kerker der Dienstpflicht und Entsagung gebannt ist, wenigstens in der Erinnerung schwelgen zu können.

Ob auch Karl Angermann, der jetzt, nachdem er bereits einige Jahre anderwärts gewirkt, wohlbestallter Seelenhirt in Bleichfurt war, derselben Maxime gehuldigt hatte, brauchen wir hier nicht näher zu untersuchen, sondern können ruhig abwarten, ob uns der weitere Verlauf unserer Geschichte darüber einigen Aufschluß geben werde.

„Vielleicht ist sogar ein Besuch bei Angermann mit Ersparnissen für mich verbunden," dachte Hammermeister. „Wenn seine Frau, die ich noch nicht

die Ehre habe, zu kennen, ein schiefes Gesicht macht, so kann ich mich ja bald wieder drücken. Es kommen, wenn ich nicht irre, bis zum Abend noch zweimal Posten hier vorbei und kehre ich nicht mit der ersten nach Waldenburg zurück, so geschieht es vielleicht mit der zweiten."

Mit diesen Worten drehte der Sprechende sich entschieden nach der Richtung herum, welche der Wegweiser andeutete, und setzte hinzu:

„Jedenfalls erspare ich das Geld, welches ich für ein gutes Mittagsmahl auszugeben gedachte; denn mag die Aufnahme, die ich dort finde, noch so schäbig sein, so wird man mich doch keinesfalls wieder fortlassen, ohne mich vorher gut bewirthet zu haben. Also vorwärts!"

Und Hammermeister schritt nun rüstig dem Waldsaum entlang und erreichte in der von dem Wegweiser einmal ausnahmsweise richtig angegebenen Zeit das betreffende Dorf.

Die Stunden, nach welchen auf derartigen von Landgemeinden errichteten geographischen Belehrungsapparaten die Entfernungen angegeben werden, sind gewöhnlich solche, welche, nach der sprichwörtlichen Redensart, der Fuchs gemessen und wobei er den Schwanz zugegeben hat.

Das Pfarrhaus fand Hammermeister in dem

kleinen Dorfe natürlich ohne alle Mühe und ward von seinem Freund ganz in der herzlichen Weise begrüßt, wie er es im Hinblick auf ihre frühere intime Freundschaft gehofft hatte.

Auch die junge Frau Pastorin schien keineswegs zu der Gattung der Ehefrauen zu gehören, von welchen wir oben gesprochen und die solche Besuche mit scheelen Augen betrachten.

„Meine Louise," sagte Angermann, als seine Frau sich nach den ersten Begrüßungen aus dem Zimmer entfernte, um das wegen Bewirthung des unvermutheten Gastes Nöthige zu besorgen, wodurch Hammermeister Gelegenheit erhielt, seinen Befürchtungen in dieser Beziehung gegen seinen Freund einige flüchtige Worte zu leihen, „meine Louise ist ein gutes harmloses Geschöpf, welches nichts Arges denkt. Natürlich wirst Du, lieber Heinrich, wenn sie wieder hereinkommt, in Deinen etwaigen Reminiscenzen aus der Vergangenheit mit der gehörigen Discretion zu Werke gehen und Dinge, von welchen Du, der Jurist, wohl sprechen kannst, die ich aber als Hirt nicht blos meiner eigenen, sondern auch fremder Seelen mir durchaus nicht nachsagen lassen darf, hübsch unerwähnt lassen."

„Das brauchst Du mir nicht erst zu sagen," entgegnete Hammermeister in einem Tone, als ob er

sich fast verletzt fühlte. „So viel Grütze habe ich, Gott sei Dank, selbst noch."

„Na, dann nimm mir meine Ermahnung nur nicht übel," fuhr der gutmüthige junge Geistliche fort. „Vorsicht kann nichts schaden und ich möchte meine Louise, die wirklich das allerbeste kleine Wesen ist, welches es auf der ganzen Welt geben kann, um keinen Preis betrüben."

Er schwieg einige Augenblicke und fuhr dann, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fort:

„Wie geht es Dir denn? Nach Deinem körperlichen Wohlbefinden brauche ich kaum zu fragen, denn Du siehst sehr munter und wohl aus, und wer übrigens bei diesem rauhen, naßkalten Wetter so leicht gekleidet wie Du solche weite Fußtouren unternehmen kann, den muß der Himmel mit einer bärenhaften Gesundheit begnadet haben."

War Hammermeister schon gegen den alten Uhrmacher und dessen Nichte, die ihm doch anfänglich stockfremd waren, in Bezug auf seine häuslichen und sonstigen Verhältnisse offen und unverhohlen mit der Sprache herausgegangen, so that er dies gegen einen alten Freund und Duzbruder noch viel rückhaltloser.

Pastor Angermann sah sich demgemäß in verhältnißmäßig kurzer Zeit von der gegenwärtigen so

höchst beklagenswerthen Lage des jungen Advokaten ausführlich unterrichtet.

Als sein Freund zu Ende gesprochen, sagte er:

„Du thust mir leid, Heinrich, aber zugleich kann ich Dir nicht bergen, daß Du, wie mir scheint, einen großen Theil Deiner Mißerfolge Dir hauptsächlich selbst zuzuschreiben hast.“

„Wie so?“ fragte Hammermeister und schien fast Lust zu haben, wieder den Beleidigten zu spielen.

Der junge Geistliche legte lächelnd die Hand auf die Schulter seines Freundes und sagte:

„Ereifre Dich nicht, Heinrich! Wir kennen einander, ich Dich eben so gut wie Du mich. Ich weiß von früher her, daß Du Alles, wie man zu sagen pflegt, auf die leichte Achsel nimmst und schon das, was Du mir soeben über Dein Verhältniß zu den zwei Schwestern, von welchen die eine jetzt Deine Gattin ist, mitgetheilt hast, beweist, daß von Beständigkeit und festen Vorsätzen bei Dir jetzt noch eben so wenig die Rede ist, als dies früher der Fall war.“

„Du urtheilst sehr streng über mich,“ sagte Hammermeister, die Stirn runzelnd. „Von Dir als altem Freunde hätte ich solche Vorwürfe nicht erwartet. Du solltest doch bedenken, daß Du —“

„Daß ich früher selbst nicht der beste Bruder gewesen bin, willst Du sagen,“ ergänzte der jugend=

liche Pastor, da Hammermeister nicht ausreden zu wollen schien. „Da hast Du auch ganz Recht,“ fuhr er, als sein Freund durch sein Schweigen die ausgesprochene Vermuthung bestätigte, fort. „Niemand weiß besser wie Du, wie toll ich zuweilen als Student in's Zeug hinein gewirthschaftet habe, und es kann mir, besonders Dir gegenüber, nicht beikommen, dies leugnen zu wollen. Dieses Leben aber liegt nun schon seit Jahren hinter mir und ich kann mir wohl erlauben, einen bekannten Ausspruch des Apostels Paulus in ehrerbietiger Weise zu parodiren, indem ich sage: Als ich Student war, da redete ich wie ein Student und hatte studentische Anschläge, als ich aber Pastor ward, da that ich ab, was studentisch war.“

Zehntes Kapitel.

Bittere Vergleiche.

„Du predigst wunderschön!“ sagte Heinrich Hammermeister in spöttischem Tone. „Wohl Dir, daß Du Dir selbst ein so glänzendes Zeugniß ausstellen und mit so tugendhaftem Stolze auf mich herabblicken kannst. Ich kann das nicht; ich bin zu aufrichtig dazu.“

Angermann hätte diese letzte Bemerkung, welche ihn indirekt der Heuchelei beschuldigte, mit Recht übelnehmen können. Er hatte jedoch in Ausübung seines Amts schon gelernt, Geduld mit den Verirrten zu haben, und sagte daher mit ruhigem Tone:

„Du glaubst mir nicht und ich kann Dir dies, der Du mich blos in meiner früheren Gestalt gekannt hast und in meiner neuen jetzt zum ersten Male siehst, auch nicht verdenken; wenn Du aber Gelegenheit hättest, mich in meinem häuslichen und amtlichen Wirken längere Zeit zu beobachten, so

würdest Du finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe."

„Diese Gelegenheit wird mir leider nicht vergönnt sein," entgegnete Hammermeister. „Ich habe Dir schon gesagt, daß ich nur durch den Zufall veranlaßt worden bin, Dir en passant einen Besuch zu machen, und daß ich mich, nachdem ich mich von Deinem Wohlbefinden überzeugt, sofort wieder auf den Weg machen werde, um, wenn nicht mit der ersten, doch mit der zweiten Nachmittagspost, nach Waldenburg zurück zuzugelangen."

Hammermeister fühlte wohl, daß er sich durch diese Worte eines Verstoßes gegen die Gesetze nicht blos der Freundschaft im Besondern, sondern auch der Höflichkeit im Allgemeinen schuldig machte.

Er war aber einmal ärgerlich und bereuete schon fast, diesen Abstecher gemacht zu haben, denn statt einen alten fidelen Commilitonen, mit welchem er im Geiste die fröhlichen Jahre der Vergangenheit noch einmal durchleben könnte, zu finden, traf er einen streng moralischen, gesetzten Mann, der sich jener Vergangenheit in mehr als einer Beziehung schämte und deshalb so wenig als möglich davon zu hören wünschte.

Angermann that es, nachdem er sich in der angegebenen Weise ausgesprochen und als er die finstre, enttäuschte Miene seines ehemaligen Intimus sah,

gewissermaßen leid, nicht noch schonender gegen ihn gewesen zu sein. Er wünschte das Unrecht, welches er sonach begangen zu haben glaubte, wieder gut zu machen und sagte daher in begütigendem Tone:

„Nein, so schnell darfst Du mir nicht wieder fort, alter Freund. Von heute Wiederfortgehen kann gleich gar keine Rede sein. Das würde meine Frau schön übel nehmen. Morgen ist Sonnabend, wo Du ohnehin nicht anfangen wirst, zu arbeiten, wenn Du auch zu Hause wärest, und dann kommt der Sonntag, wo Du mir doch hoffentlich die Ehre anthun wirst, mich predigen zu hören.“

„Aber mußt Du da nicht morgen Deine Predigt ausarbeiten und memoriren?“ fragte Hammermeister. „Werde ich Dir da nicht im Wege sein?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete der junge Pastor. „Ausgearbeitet ist meine Predigt bereits und das Memoriren, was mir, wie Du selbst von früher her weißt, sehr leicht wird, lasse ich allemal bis Sonntag Morgen unmittelbar vor der Kirche.“

„Dann hast Du also morgen frei?“

„Jawohl. Mein Amt läßt mir hier überhaupt sehr viel freie Zeit und ich segne daher den Zufall, der Dich, wie Du vorhin auf für mich so schmeichelhafte Weise bemerktest, hierhergeführt hat, denn es

kommt dadurch einmal ein wenig Abwechselung in unser hier ein wenig einsames Leben."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die jugendliche Frau Pastorin trat, nachdem sie mit ihren Anordnungen draußen fertig war, wieder ein.

Ihr Gatte theilte ihr mit, daß sein Freund die Absicht ausgesprochen, sie sobald schon wieder zu verlassen, und sie vereinte sofort ihre Bitten mit den seinen, um Hammermeister zum Bleiben bis wenigstens Sonntag Nachmittag zu bewegen.

Louise war eine kleine zarte Blondine mit fein gerötheten gewinnenden Zügen und ihre blauen Taubenaugen äußerten, wenn sie sonst wollte, eine Wirkung, welcher nicht so leicht Jemand zu widerstehen vermochte.

Hammermeister war, wie sich von einem Manne seines Charakters von selbst versteht, für die Wirkung weiblicher Reize ungemein empfänglich, und so geneigt er auch vorher gewesen war, seinen Besuch in diesem Hause so viel als möglich abzukürzen, so bedurfte es doch seiten Louisens nur weniger, von einem innig bittenden Blick begleiteten Worte, um ihn diesen vereinten Wünschen fügsam zu machen.

„Nun gut," sagte er, „wenn ich nicht störe oder lästig falle, so will ich bleiben bis Sonntag Nachmittag."

„So ist's recht, alter Freund," sagte Angermann. „Wenn das Wetter, wie ich hoffe, morgen besser ist, so machen wir gleich nach Tische einen kleinen Ausflug nach der nicht weit von hier gelegenen alten Burgruine, von welcher Du gehört haben wirst, und wenn Louise sich mit ihrer Hauswirthschaft schicken kann, so begleitet sie uns vielleicht."

„Ich glaube kaum, daß es mir möglich sein wird, dieses Vergnügen der Herren zu theilen," sagte Louise. „Der Sonnabend ist für die Hausfrau in der Regel der beschäftigungsreichste Tag der ganzen Woche."

„Nun gut denn, so bleibe zu Hause, mein Kind," entgegnete Angermann. „Wir werden dann die Partie allein machen."

„Und von derselben um so eher zurückkehren, um recht bald wieder bei Ihnen zu sein," setzte Hammermeister mit einer galanten Verbeugung gegen die schöne junge Frau hinzu.

Diese dankte mit ihrem freundlichen Lächeln für das Kompliment und wußte dann mit der, gebildeten Frauen vorzugsweise eigenthümlichen Kunst das Gespräch in so interessante Bahnen zu leiten und ihrem Gast so fortwährend Gelegenheit zu geben, sein eigenes, ebenfalls nicht gewöhnliches Conversations-

talent zu Geltung zu bringen, daß er sich, ehe eine Stunde verging, anstatt sich noch fortzuwünschen, vielmehr wie in einen Zauberkreis gebannt fühlte und voraussah, daß es ihm große Ueberwindung kosten würde, sich aus demselben zu reißen.

Das Mahl, zu welchem man sich nach einiger Zeit niedersetzte, war einfach, aber trefflich zubereitet.

Ehe man noch davon aufstand, ging der kurze Februartag zur Rüste und man blieb in der traulichen Dämmerung unter amüsantem, heiterem Geplauder sitzen, bis es völlig dunkel geworden war und man Licht anzünden mußte.

„Nun, Louischen," sagte Angermann zu seinem kleinen blonden Weibchen, „wirst Du so gut sein, Dich unserem Gast von der musikalischen Seite zu präsentiren. Er ist Kenner und Du wirst daher wohlthun, Dich möglichst zusammenzuraffen, damit Du vor ihm mit Ehren bestehst."

Indem Angermann dies sagte, erhob er sich von seinem Stuhle, ging an den in der einen Ecke des geräumigen Zimmers stehenden Flügel, öffnete denselben und zog den daruntergeschobenen Sessel hervor, um somit alle materiellen Vorbereitungen zu der von ihm gewünschten Production getroffen zu haben.

Louise wußte die so schwierige Mitte zwischen

übertriebener Zurückhaltung und dreister Selbstüberschätzung richtig innezuhalten.

Ohne sich lange zu zieren und bitten zu lassen, aber auch ohne die ihr gebotene Gelegenheit, zu brilliren, mit gieriger Hast zu ergreifen, nahm sie mit ruhiger Bescheidenheit den ihr von ihrem Gatten bereiteten Platz ein.

Sie spielte und sang. Den Namen einer Virtuosin hätte man ihr weder in Bezug auf die eine, noch hinsichtlich der andern Leistung beilegen können, aber dennoch gewährte das, was sie ihren Zuhörern bot, einen höhern Genuß, als welchen manche weltberühmte Künstlerin ihrem Auditorium zu gewähren vermag.

Eben so rein, sauber und schulgerecht, wie ihr Spiel, war auch ihr Gesang und beides dabei von einer Innigkeit und Wärme der Empfindung durchhaucht, die nur in der Individualität der oder des Vortragenden ihren Grund haben, aber weder durch das Regelwerk irgend welcher Schulen gelehrt, oder sonst wie von außen hineingetragen werden kann.

Angermann stand unmittelbar hinter Louise, um ihr die Blätter des Notenheftes umzuwenden, und Hammermeister bemerkte bei der hellen Beleuchtung, die auf die Beiden fiel, unwillkührlich den Contrast, den ihre äußere Erscheinung gegenseitig darbot.

Angermann war groß und stark, mit schwarzem Haar und Backenbart, bräunlicher Hautfarbe und stark und scharf ausgeprägten Zügen, während Louise, wie schon erwähnt worden, klein, blond und zart war.

Hammermeister verglich, nachdem er so die äußere Erscheinung der Beiden gemustert, dieses Bild eines stillen häuslichen Glücks und wie es schien, vollständiger Uebereinstimmung der Denkungsweise und der Geschmacksrichtungen mit seiner Lage.

Hier sah er zwei Gatten, die nur eins für das andere lebten und trotz ihrer Abgeschiedenheit von der Störung des Weltverkehrs diese durchaus nicht zu vermissen schienen.

Sie waren einander offenbar selbst genug und besaßen auch Beide den geistigen Fond, welcher unbedingt vorhanden sein muß, wenn ein so einsames Zusammenleben nicht sehr bald den Ausdruck eines ermüdenden Einerlei, tödtlicher Langweile und starrer Gleichgültigkeit gewinnen soll.

Was die Frau des jungen Geistlichen in musikalischer Beziehung leistete, ist bereits erwähnt worden. Aus den Aeußerungen, die sie in den Zwischenpausen ihrer Vorträge mit ihrem Gatten und ihrem Gast wechselte, ging hervor, daß sie auch im Allgemeinen eine gründliche Bildung und namentlich eine

umfassende Belesenheit besaß, von der sie fortwährend durch sehr treffend gewählte Citate aus den Werken der namhaftesten Schriftsteller schlagende Beweise gab.

Daß sie auch als praktische Hausfrau ganz an ihrem Platze sein mußte, dies lehrte die Ordnung und Sauberkeit, die überall in diesen Räumen herrschte, und dies hatte Hammermeister auch namentlich mit großer Befriedigung an dem trefflichen Mahl wahrgenommen, mit welchem er bewirthet worden.

Es schien mit einem Worte dieses häusliche und eheliche Glück im stillen Pfarrhause so vollständig zu sein, wie ein irdisches Glück überhaupt sein kann, und nur die eine Schattenseite zu haben, daß es sich zur Zeit noch blos auf die beiden Gatten erstreckte, weil ihre Ehe bis jetzt kinderlos geblieben war.

Und wie nahm dagegen Hammermeisters Lage sich aus?

Abgesehen von der materiellen Armuth, die in dem Hauswesen des armen Notars herrschte und demselben das Gepräge der oft äußersten Entbehrung aufdrückte, mußte er sich auch sagen, daß Charlotte selbst in finanziell glücklichen Verhältnissen ihm niemals das hätte sein können, was Louise seinem Freunde war.

Ganz gewiß stand sie dieser an Sanftmuth des Charakters und sich nie verleugnender Gutmüthigkeit nicht nach, wohl aber an Bildung, Anmuth und den übrigen Eigenschaften, welche eine Frau besitzen muß, wenn sie das Herz ihres Gatten auf die Dauer fesseln soll.

Lieblingskind ihrer Mutter, war sie von Kindheit an viel zu wenig zur Ausbildung ihrer, von Natur nicht übeln Anlagen angehalten worden, und nur ihrem grundguten, durch nichts zu verderbenden Herzen hatte sie es zu danken, daß diese schlaffe, allzu nachläßige Erziehung seitens ihrer Mutter nicht auch in Bezug auf ihren Charakter nachtheilige Folgen hinterlassen hatte.

Nach dem Tode ihrer Mutter sah sie sich der Willkür ihres Vaters und ihrer ältern Schwester preisgegeben, welche beide vereint ihr und ihrer Mutter von jeher mit mehr oder weniger maskirter Feindseligkeit gegenüber gestanden hatten.

Glücklich pries sie sich daher, als Hammermeister, den sie schon längst im Stillen geliebt, endlich sein Augenmerk auf sie richtete und sie so liebenswürdig finden lernte, daß er sein Verhältniß zu der ältern Schwester löste, um sein Herz und seine Hand der jüngern anzutragen.

Diese glaubte, indem sie beides annahm, nicht

ein Unrecht zu begehen. Sie wußte, daß Mathilde früher auch schon in einem Liebesverhältniß zu einem andern Manne, einem jungen Techniker, gestanden, dem sie später aus demselben Grunde entsagt hatte, aus welchem jetzt Heinrich Hammermeister ihr untreu ward, nämlich einfach deshalb, weil der neue Gegenstand ihrer Neigungen und Wünsche ihr besser gefiel, als der alte.

Mathilde — so dachte ihre jüngere Schwester — konnte es daher gewissermaßen nur als eine sie mit Recht treffende Vergeltung betrachten, wenn ihr dasselbe Schicksal bereitet ward, welches sie so unbedenklich über einen Andern verhängt.

Natürlich schmerzte es Charlotten unendlich, so zu sagen das Werkzeug dieser Vergeltung an der eigenen Schwester zu sein, doch tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß Mathilde, die wohl glühender Leidenschaft, aber keiner echten, wahren, nachhaltigen Liebe fähig war, bald wieder Ersatz für den Verlust, den sie jetzt erleiden mußte, suchen und finden würde.

Der Vater der beiden Schwestern erklärte der jüngeren rund heraus, daß er sie, wenn sie Heinrich Hammermeister heirathete, nicht mehr als seine Tochter betrachten und ihr auch das Wenige, was sie außerdem einmal nach seinem Tode zu hoffen gehabt hätte, durch Enterbung entziehen würde.

Ihre Mutter, die ihrem Gatten kein Vermögen zugebracht, hatte ihr ebenfalls nichts hinterlassen und als sie nun jetzt, dem Willen des Vaters zum Trotz und nur den Trieben ihres schwärmerischen Herzens folgend, sich mit Hammermeister vermählte, sahen die jungen Eheleute in Bezug auf ihre Subsistenz sich lediglich auf das angewiesen, was der angehende Notar als solcher zu verdienen hoffte.

Wir wissen schon, wie diese Hoffnung fast total fehlschlug, und ebenso ist uns auch bekannt, daß nicht nur dieses Fehlschlagen seinen Erklärungsgrund in Hammermeisters Leichtsinn und Hang zur Schwelgerei fand, sondern daß derselbe Uebelstand auch die ganze Zukunft der unglücklichen kleinen Familie in der düstersten Färbung erscheinen ließ.

Hierbei aber dürfen wir, wenn wir gerecht sein wollen, nicht verschweigen, daß auch Charlotte ihren neuen Pflichten nicht so genügte, wie man von einer jungen Frau, welcher es um das Wohl ihres Hauswesens redlich Ernst ist, erwarten kann und erwarten muß.

Ihre treue Liebe und unverbrüchliche Anhänglichkeit an ihren Gatten war über alles Lob erhaben, aber eben diese Liebe und Anhänglichkeit war in Verbindung mit ihrem in anderer Beziehung sehr schwachen Herzen der Grund, weshalb sie Hammer-

meister's für ihn und die Seinigen so verderblichem Thun und Treiben weder mit Ermahnungen, noch mit Bitten genugsam entgegentrat.

Wenn er nicht zugegen war, wenn sie mit ihren Kindern oft darbend und frierend allein in ihrer sich immer dürftiger gestaltenden Wohnung saß und keinen Hoffnungsstrahl die Nacht ihres Elends durchbrechen sah, da ließ sie wohl ihren Thränen freien Lauf und gab sich dem Jammer hin, der an ihrem Herzen nagte und ihre ohnehin nicht starke Gesundheit untergrub, was natürlich auch die nachtheiligsten Folgen für das Leben und Wohlbefinden ihrer Kinder haben mußte.

Sobald aber ihr Gatte zur Thür hereintrat, unterdrückte sie ihre Thränen, zeigte ihm eine möglichst heitere Miene und brachte auf diese Weise die Stimme des Gewissens, die sich dann und wann doch vorwurfsvoll in ihm erhob, wieder zum Schweigen.

Hierzu kam, daß sie die geringen Mittel, die er ihr zur Führung ihres Hauswesens gewähren konnte, nicht im mindesten einzutheilen und richtig zu verwenden wußte und daher sich und ihre Kinder schon nach kurzer Frist dem äußersten Mangel preisgegeben sah, während sie bei Umsicht und Sparsamkeit damit weit länger hätte ausreichen können.

So war dieses junge Ehepaar durch eigenes —

obschon hauptsächlich des Mannes — Verschulden in die beklagenswerthen Umstände gerathen, welche Hammermeister jetzt in Gedanken die Musterung passiren ließ, während er sie zugleich mit dem glücklichen, beneidenswerthen Loose der Ehegatten verglich, deren Gast er jetzt war.

Elftes Kapitel.

Der Räuber.

„Nun, lieber Heinrich," sagte Angermann, als Louise ihm durch einen Blick zu verstehen gab, daß sie ihren Platz am Piano zu verlassen wünschte; „nun hat meine Frau Dir so ziemlich alle ihre Paradepferde vorgeritten. Du spieltest und sangest sonst auch nicht übel. Hoffentlich hast Du beides noch nicht ganz verlernt und wirst, wenn Dir Louisens Productionen nicht ganz mißfallen haben, ihr Deine Anerkennung dadurch beweisen, daß Du ihr nun auch einige von Deinen Künsten zeigst."

Hammermeister besaß in der That viel musikalisches Talent. Schon als Knabe hatte er durch sein ungemein fertiges Clavierspiel seine Zuhörer in Erstaunen gesetzt und späterhin durch seine herrliche Tenorstimme die Zierde des studentischen Gesangvereins ausgemacht, welcher ihn zu seinen hervorragendsten Mitgliedern zählte.

Jetzt freilich hatte er schon seit längerer Zeit mit der Muse des Gesanges, welche bekanntlich nicht blos die Bösen, sondern auch die Armen von der Gattung, zu welcher Hammermeister gehörte, flieht, fast gar keinen Umgang gepflogen, und er erklärte dies auch, während er sich erhob, um der Aufforderung seines Freundes Folge zu leisten.

„Mache nur keine langen Entschuldigungen," sagte der junge Landgeistliche. „Du thust, als könntest Du nichts mehr, ich bin aber überzeugt, Du besitzest von Deinem früheren musikalischen Reichthum noch so viel, daß ich für meine Person sehr froh wäre, das zu haben, was Du vielleicht als einen fast werthlosen Rest betrachtest."

Hammermeister setzte sich an das Instrument und spielte und sang, trotzdem daß er so lange aus der Uebung war, auf eine Weise, welche selbst die Kritik eines strengen Sachkenners nicht zu scheuen gehabt hätte.

Louise war davon ganz überrascht und bezaubert. Sie suchte sofort aus ihrem Musikalienschatze einige Duetten hervor und bat den Freund ihres Gatten, dieselben mit ihr gemeinschaftlich zu executiren.

Wenn es für sie an Angermann irgend eine Schattenseite gab, so war es die, daß weder Polyhymnia, noch Kalliope an seiner Wiege gestanden

hatten, und daß er, obschon ein großer Freund und Verehrer der Musik und obgleich er es an Fleiß und Uebung nicht hatte fehlen lassen, doch bei dem Mangel an natürlicher Anlage in solchem Grade selbst hinter den billigsten Anforderungen zurückgeblieben war, daß er schon seit langer Zeit vermied, sich selbst oder Andere damit zu martern.

Deshalb benutzte Louise die sich ihr jetzt darbietende Gelegenheit, um wieder einmal Compositionen zu Gehör zu bringen, zu welchen es eines solchen Mitwirkenden bedurfte, wie sie ihn jetzt in ihrem Gaste fand.

Der Abend verging auf diese Weise weit heiterer und angenehmer, als Hammermeister in der ersten Stunde nach seiner Ankunft gehofft hatte.

Die nähere Berührung, in welche er mit Louise durch den Vortrag der Duetten gekommen, machte den Zauber, den sie schon vorher durch ihre Erscheinung und ihr ganzes Wesen auf ihn ausgeübt, vollständig.

Er fühlte, daß es ihm große Mühe und Ueberwindung kosten würde, sich dem Kreise, innerhalb dessen dieser Zauber sich geltend machte, wieder zu entreißen.

Er wußte jedoch, daß diese Nothwendigkeit unabwendbar und zwar in verhältnißmäßig schon kurzer

Zeit eintreten würde. Er suchte sich daher im Voraus wenigstens einigermaßen dadurch zu entschädigen, daß er sich diesem neuen Gefühl in seinem Innern rückhaltlos hingab, und, als man später wieder im traulichen Gespräch am Tische Platz genommen, in Louisens Blicken schwelgte und den süßen Worten ihres Rosenmundes lauschte.

Wohl tauchte später, als sein Freund ihn in das kleine, aber bequeme Gastzimmer gebracht, und er sich hier in die weichen Wogen des blüthenweißen Betts warf, das Bild einer bleichen jungen Frau vor ihm auf, welche mit abgehärmten hohlen Wangen an dem dürftigen Lager ihres kranken Kindes saß und mit angstvollem Blick auf jedes Symptom lauschte, welches eine Aenderung zum Bessern oder Schlimmern in dem Zustande der Kranken verkündete.

Eben so dachte er daran, daß sie in diesem Augenblicke sehnsüchtig seiner Rückkehr harrte, und daß er, wenn er seinem ursprünglichen Plane treu geblieben wäre, jetzt in der That wieder bei ihr sein würde.

Er tröstete sich jedoch unmittelbar, nachdem er dies bedacht, mit der Hoffnung, daß es mit seinem Töchterchen sich mittlerweile gebessert und die Verzögerung seiner Rückkunft deshalb weiter nichts auf sich habe.

„Sollte es schlimmer geworden sein," murmelte der leichtsinnige Gatte und Vater, „so könnte ich ja auch nichts helfen und sollte das Schlimmste eintreten und Lenchen sterben, so weiß Charlotte schon, was sie zu thun hat. Es ist ja nicht das erste Kind, welches uns stirbt."

Und während Hammermeister dies noch bei sich dachte, schlief er sanft und ruhig ein, um sich einer Nachtruhe zu erfreuen, die selbst dem edelsten und gerechtesten der Menschen nicht immer beschieden ist.

Zum Glück — wie wir armen, kurzsichtigen Menschen oft von Dingen und Zuständen sagen, die gleichwohl, wie sich später herausstellt, das größte Unglück zur Folge haben — ging die Voraussetzung, welche der zärtlich besorgte Gatte und Vater mit so edler Resignation bei sich selbst ausgesprochen, nicht in Erfüllung.

Fast um dieselbe Stunde, wo Hammermeister als Gast seines Universitätsfreunds einschlief, um von der reizenden Gattin desselben zu träumen, erhob sich am nächstfolgenden Tage daheim in Waldenburg in seiner ärmlichen Wohnung die junge Wittwe des halben Millionärs, nachdem sie ihrer Schwester einen völlig unerwarteten Besuch abgestattet, von ihrem Stuhle um, nachdem sie ein vorläufiges Geldgeschenk zurückgelassen, in ihren Wagen, den sie eben vorfah-

ren gehört, in ihr eigenes mit allem Glanze des Reichthums ausgestattetes Haus zurückzukehren.

Charlotte gab ihr das Geleite und kehrte dann in ihr Zimmer zurück.

Hier näherte sie sich sofort mit hastigem, leisem Schritt wieder dem Bett der Kleinen und sah, daß dieselbe fest und ruhig schlief.

Der Athemzug war jetzt fast ganz gleichmäßig und durch leises Berühren des Armes, welchen die kleine Kranke vor sich auf der Decke ausgestreckt ruhen ließ, überzeugte sich die besorgte Mutter, daß auch der Pulsschlag ein langsamerer und ruhigerer geworden war.

Mit einem stummen Dankgebet drehete Charlotte sich wieder nach dem alten Lehnstuhl herum, in welchem sie bei Mathildens Eintritt schlafend gesessen.

Sie warf bei dieser Bewegung unwillkührlich einen Blick auf die Börse, welche Mathilde unmitelbar vor ihrem Weggange auf den Tisch gelegt und konnte es sich nicht versagen, das Geschenk näher in Augenschein zu nehmen.

Die Summe, womit das kleine grünseidene Netz gefüllt war, bestand aus einer Anzahl großer Silbermünzen, zwischen welchen auch einige Goldstücke hervorblinkten, und Charlotte überzeugte sich nach kurzem

flüchtigen Durchzählen, daß damit ihre bescheidenen Bedürfnisse auf mehrere Monate gedeckt werden konnten.

Freilich traf diese Berechnung nur für den Fall zu, daß das Geld ausschließlich zu diesen Bedürfnissen verwendet ward und in Charlottens Händen blieb.

Gerieth es dagegen in die ihres Gatten, so ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß ihr und ihrem Kinde davon nur ein geringer Theil zugutegekommen, der größere aber auf dieselbe Weise verschwelgt und durchgebracht werden würde, wie Hammermeister mit jeder Summe, die in seinen Besitz kam, mochte sie nun groß oder klein sein, zu thun pflegte.

Allerdings wissen wir, daß auch Charlotte selbst nicht die Eigenschaften besaß, welche eine kluge sparsame Hausfrau kennzeichnen.

Sie gab vielmehr, so lange sie etwas hatte, weit mehr aus, als durch die Nothwendigkeit geboten war, und ließ überdies in ihrer arglosen Gutmüthigkeit, sich von fast Allen, von denen sie ihre Bedürfnisse bezog, auf das Unverschämteste prellen.

Man konnte demnach kaum erwarten, daß Mathildens Geschenk, selbst wenn es blos in Charlottens Händen blieb, in möglichst nutzbringender Weise verwendet werden würde. Dennoch aber konnte man voraussehen, daß es, sobald Hammermeister es in seine Gewalt bekam, ein „Ende mit Schrecken“

nehmen mußte, und daher nur wünschen, daß Charlotte auf den guten Einfall kommen möchte, es vor ihm zu verheimlichen.

Daran dachte sie aber auch nicht im Entferntesten.

Im Gegentheile, während sie die schwere Börse noch in der Hand wog, war ihr erster Gedanke:

„Wie wird Heinrich sich freuen, wenn er wiederkommt und ich ihm dieses Geld geben kann! Er bedarf schon längst eines bessern Anzugs, denn wo soll das Vertrauen auf einen Sachwalter herkommen, wenn dieser schon durch seine Kleidung verräth, daß er arm ist und folglich nur wenig Clienten hat? Auch hat er sich in der letzten Zeit hinsichtlich seiner gewohnten Genüsse so Manches versagen müssen. Dies kann er sich nun wenigstens auf einige Zeit wieder gestatten. Ach, wenn er jetzt zur Thür hereinträte und ich ihm dieses Geld zeigen und ihm sagen könnte, daß es mit Lenchen wieder besser geht, wie würde er sich freuen!“

Daran, daß es ihr selbst an den nothwendigsten Kleidungsstücken gebrach und die noch vorhandenen sich in einem Zustande befanden, welcher es ihr fast unmöglich machte, sich vor den Leuten sehen zu lassen, daß eine weit bessere Einrichtung und Ausstattung ihrer Wohnräume wünschenswerth war, daß es Schulden zu bezahlen und außerdem noch eine

Menge Dinge zu bestreiten gab, welche weit nothwendiger waren, als daß Heinrich Hammermeister in den Stand gesetzt würde, eine Lebensweise wieder aufzunehmen, die ihm und Andern nur zum Verderben gereichen konnte — an alles dies dachte Charlotte nicht.

Ihr Wunsch, jetzt den leichtsinnigen Gatten und Vater eintreten und durch Mathildens Geschenk erfreuen zu können, ging jedoch vor der Hand nicht in Erfüllung.

Sie ahnte nicht, daß er in dem Hause eines Freundes, den sie nicht einmal dem Namen nach kannte, nach zwei genußreich verlebten Tagen und Abenden und nachdem sein flatterhaftes Herz ein neues bestrickendes Bild in sich aufgenommen, in ruhigem Schlummer lag.

Nachdem sie daher das Geld noch eine Weile betrachtet und sich an der Ueberraschung, die sie ihr Gatten damit zu bereiten gedachte, im Voraus geweidet, legte sie es wieder auf den Tisch und setzte sich in den alten Lehnstuhl, um schon nach wenigen Minuten, erschöpft von langem Wachen und stürmischer Gemüthsaufregung, in den Schlaf zu sinken, dessen ihr armer kraftloser Körper so sehr bedurfte.

Dieser Schlaf hatte erst wenige Minuten gedauert, als abermals die Thür sich leise öffnete und eine

Erscheinung sichtbar ward, die mit der, welche die junge Wittwe des Banquier Schüßler dargeboten, durchaus keine Aehnlichkeit hatte.

Es war ein großer, starker Mann, auf dessen bleichem, abgezehrtem, obschon noch jugendlichem Gesicht die verderblichsten Leidenschaften sich malten.

Ein unheimlich glühendes schwarzes Augenpaar entsendete unter dichten buschigen Brauen unstete Blicke und der dichte, schwarze, den größern Theil des Antlitzes bedeckende Bart ließ davon wenig mehr sehen als eine lange gebogene Nase, die blassen fahlen Wangen und einen ebenfalls blassen, übrigens wohlgeformten, nur etwas dick sinnlich aufgeworfenen Mund.

Von der Stirn war infolge des dicht zu beiden Seiten herabhängenden schwarzen Haars und einer fast bis auf die Augen hereingezogenen alten Schirmmütze fast gar nichts zu sehen und aus der übrigen Kleidung, die aus einem abgetragenen, dicht über der Brust zugeknöpften, dunkelfarbigen Rocke, eben solchen Beinkleidern und einem dazu passenden, nur noch etwas mehr abgetragenen Stiefelpaar bestand, ragten blos zwei hagere, aber große und ungemein muskelstarke Hände hervor, von welchen die rechte mit einem sogenannten Fléau oder „Todtschläger" bewaffnet war.

Diese erst in neuerer Zeit aufgekommene An-

griffs= und Vertheidigungswaffe besteht bekanntlich in einem kurzen Stock von Fischbein, an welchem oben und unten eine schwere große Bleikugel befestigt und durch Flechtwerk von starkem und doch biegsamen Leder zu einem Ganzen verbunden ist.

Der Räuber — denn zu einem solchen stempelte ihn die ganze Art und Weise seines Erscheinens und Auftretens unbedingt — schien gleich durch die ersten Blicke, die er in dem Zimmer umher und auf die Bewohner desselben warf, überzeugt zu werden, daß er der Waffe, die er der Vorsicht halber zur Hand genommen, einer schlafenden Mutter und ihrem kranken Kinde gegenüber nicht bedürfe.

Er steckte sie deshalb und vielleicht auch um die Schlafenden, im Fall eine derselben oder auch beide erwachten, nicht vorzeitig zu erschrecken, in eine der Hintertaschen seines Rocks.

Nachdem er dies gethan, ließ er seine Blicke eine Weile auf dem bleichen Gesicht Charlottens ruhen.

Ihre Person schien ihm nicht unbekannt zu sein und ein geübter Physiognomiker und Beobachter würde aus dem Ausdruck seiner Züge geschlossen haben, daß in seinem Innern sich ein gewisser Grad von Mitleid regte.

Wenn dieses Gefühl aber auch wirklich vorhanden war, so erstarb es doch sehr bald wieder.

Der Mann hatte nämlich die auf dem Tische liegende Börse erblickt und dieser Anblick schien sofort alles Andere, was nicht mit dem Wunsch, sich in den Besitz derselben zu setzen, zusammenhing, in den Hintergrund zu drängen.

Leise, aber rasch streckte er die Hand nach der Börse aus, umschloß sie, ehe er sie emporhob, um das Klirren des Inhalts zu verhindern, mit seiner großen breiten Hand und steckte sie dann in eine inwendig im Vorderschooß seines Rocks ziemlich tief angebrachte Tasche, die eigens die Bestimmung zu haben schien, annectirte Gegenstände mit möglichster Bequemlichkeit und Schnelligkeit verschwinden zu lassen.

Ein nochmaliger rascher Umblick in dem ärmlichen matterleuchteten Zimmer schien ihm die Ueberzeugung zu gewähren, daß hier außer der Beute, welche er soeben zu seiner eigenen Ueberraschung und Verwunderung gemacht, keine andere zu erwarten sei, und daß er deshalb nichts Besseres thun könne, als sich auf das Schleunigste wieder zu entfernen.

Er that dies auch.

Eben so geräuschlos wie er hereingekommen, ging er auch wieder hinaus und schloß die Thür auf eine Weise, welche verrieth, daß er die Sicherheitsapparate, die der mißtrauische Mensch zum Schutz gegen seinen Nächsten erfunden, meisterlich zu handhaben verstand.

Ein schmales Bodenfenster, durch welches der trübe nächtliche Februarhimmel sichtbar war, gestattete dem Räuber, die Treppe, die übrigens kaum drei Schritt weit von der Thür des Zimmers entfernt war, sofort zu finden und sich leise und behutsam dieselbe hinabzutasten.

Als er auf diese Weise in das erste Stockwerk des Hauses hinuntergelangt war, stand er unmittelbar vor der Thür des Zimmers, welches, wie wir zu Anfange unserer Erzählung gesehen haben, von außen mit dem in Blau und Gold geschriebenen Namen „Laura" bezeichnet war.

Wir haben auch schon die persönliche Bekanntschaft dieser Dame gemacht und wissen, daß es eine jugendliche stolze Brünette von imposanter Schönheit war, deren Erscheinung und Sprechweise verriethen, daß sie keine Tochter unserer kalten nordischen Zone, sondern eines wärmeren, südlicheren Himmelsstriches war.

Der Unbekannte blieb, als er an diese Stelle kam, stehen und hielt sein Ohr dicht an die Thür, von welcher jetzt im Dunkeln nur der matte Goldglanz des Namensschildes sichtbar war.

Es schien ihm viel daran gelegen zu sein, sich zu überzeugen, daß die Bewohnerin dieses Zimmers von seiner Nähe nichts bemerke.

Gerade aber das Verfahren, welches er zu diesem Zwecke einschlug, hatte einen seinen Wünschen entgegengesetzten Erfolg.

Wäre er ganz in derselben Weise, wie er die erste Treppe herabgekommen, auch die zweite heruntergegangen, so wäre er höchst wahrscheinlich schon binnen einer halben Minute außerhalb des Hauses gewesen.

Allerdings schlug eben die Stunde, zu welcher in Waldenburg, eben so wie anderwärts, die Thüren solider Häuser geschlossen werden. Das aber, in welchem wir uns jetzt befinden, gehörte, wie uns bekannt, im Bezug auf die darin wohnenden Personen, so wie die von denselben betriebenen Gewerbe, die mitunter hauptsächlich in der Nacht florirten, nicht zu dieser Kategorie und stand deshalb in der Regel bis gegen Mitternacht geöffnet.

Auch nach dieser Zeit brauchten Kunden des alten Haus- und Schenkwirths, die ihn noch mit ihrem Besuch zu beehren wünschten, nur an einen der alten wackeligen Fensterläden zu pochen, um sofort bereitwilligen Einlaß zu finden.

Die Bewohnerin des Zimmers, vor welchem der Unbekannte stehen blieb, war noch wach, denn sie gehörte nicht zur Zahl Derer, welche schon am frühen Morgen ein anstrengendes Tagewerk beginnen

und deshalb einer guten langen Nachtruhe bedürfen.

Die Ausstattung des Zimmers, in welchem sie sich befand, war nicht gerade elegant, aber doch weit, weit besser als die, welche wir bei ihren über ihr wohnenden Hausgenossen gesehen haben, und mit einem Worte von der Art, wie man sie in den Zimmern, die unter der Benennung „möblirte" vermiethet werden, gewöhnlich antrifft.

Ein gutes Sopha, einige Tische und Stühle, ein Goldrahmenspiegel von mittlerem Umfange, einige größere und kleinere Bilder von zweifelhaftem Werth — dies waren die hauptsächlichen Geräthschaften und Ausschmückungsgegenstände des Zimmers, an welches ein, die Stelle des Schlafgemachs vertretender, in ähnlicher Weise ausgestatteter kleiner, dunkler Alkoven stieß.

Zwölftes Kapitel.

Julius und Laura.

Die Bewohnerin des Zimmers, welches wir soeben beschrieben, saß auf dem Sopha, den Ellbogen auf die Seitenlehne, und den Kopf in die Hand stützend, und schien in Betrachtungen versunken zu sein, die nicht zu den erfreulichsten gerechnet werden konnten.

Wenigstens ging dies aus dem Mienenspiel hervor, welches sich in ihren schönen Zügen kundgab.

Die dunkeln Augen waren halb geschlossen, der Mund halb trotzig, halb mürrisch aufgeworfen und die hastigen Bewegungen, womit die freie Hand von Zeit zu Zeit das über die Stirn herabfallende rabenschwarze gelockte Haar zurück über die Falten des seidenen Kleides glattstrich, verriethen, daß der Zustand ihres Gemüths kein angenehmer oder erquicklicher genannt werden konnte.

Plötzlich richtete sie sich aus ihrem Hinbrüten auf.

Sie hörte die Tritte des Unbekannten, der, so leise er auch die Treppe herabkam, die alten baufälligen Stufen doch nicht verhindern konnte, mehr als einmal auf verrätherische Weise zu knarren.

Noch mehr stutzte sie, als sie ganz deutlich vernahm, daß die von oben herabkommenden verstohlenen Tritte nicht an ihrer Thür vorüberschlichen, sondern unmittelbar vor derselben Halt machten.

Furcht schien in dem Herzen der jungen Dame nicht zu wohnen.

Nachdem sie vielleicht acht bis zehn Secunden gelauscht und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der heimliche Passant seinen Standpunkt vor ihrer Thür immer noch behauptete, erhob sie sich entschlossen, nahm den Leuchter mit dem darauf brennenden Licht vom Tische, schritt nach der Thür und warf dieselbe mit einer solchen Heftigkeit auf, daß die Stirn des Unbekannten jedenfalls in sehr unangenehme Berührung gekommen wäre, wenn er sich nicht gerade einen Augenblick zuvor zum Fortgehen angeschickt und bereits einen Schritt von der Thür hinweggethan hätte.

Auf diese Weise kam er, wenigstens in dieser Beziehung, mit dem bloßen Schrecken davon.

Vielleicht hätte er gern die Flucht ergriffen, mochte aber glauben, daß es damit zu spät sei.

Er drehete sich daher ebenfalls rasch entschlossen herum und sagte:

„Ich bin es, Laura. Du wunderst Dich wohl, daß ich noch nicht fort bin?“

„Allerdings,“ entgegnete die Dame in ihrem fremdländischen Dialekt. „Was hast Du da oben gemacht?“

„Laß uns in Dein Zimmer treten, Laura,“ sagte der Angeredete in weit leiserem, vorsichtigerem Tone, als in welchem die Dame gesprochen, mit welcher er, wie schon aus den jetzt zwischen ihnen gewechselten wenigen Worten hervorging, auf ziemlich vertrautem Fuße stehen mußte.

Da sie unschlüssig zu sein schien, ob sie seiner Aufforderung Folge geben sollte, so wiederholte er in eben so leisem, aber dabei weit eindringlicherem Tone:

„Laß uns in Dein Zimmer treten. Es könnte uns Jemand hier hören.“

Diesmal that die junge Dame, wie von ihr begehrt ward.

Sie trat mit dem Licht in ihr Zimmer zurück und der Unbekannte, der aber für sie kein solcher seine konnte, folgte ihr unmittelbar auf dem Fuße.

Daß sie den Mann nicht blos genau kannt,

sondern auch trotz seinem verdächtigen Aeußern keine Furcht vor ihm hatte, ging fernerweit daraus hervor, daß sie, nachdem sie ihr Licht wieder auf den Tisch gesetzt, worauf es vorher gestanden, nach der Thür zurückkehrte und dieselbe von innen verriegelte.

Bewies sie ihrerseits dadurch, daß sie kein Bedenken trug, mit einem Manne, dessen verbrecherisches Gewerbe sie doch höchstwahrscheinlich kannte, sich von der übrigen Welt abzusperren, so schien auch er dies ganz in Ordnung zu finden und nahm ohne weitere Umstände auf dem Sopha Platz, welches Laura kurz vorher verlassen.

Trotz der Vertraulichkeit aber, welche zwischen diesen beiden uns bis jetzt räthselhaften Existenzen offenbar bestand, nahm doch die Dame nicht wieder auf dem Sopha, an der Seite des Mannes, Platz, sondern setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl, der unmittelbar neben dem Tische stand.

Sie mochte glauben, daß selbst hier unter vier Augen der Contrast zwischen ihrer eleganten und seiner ärmlichen, halb verwilderten Erscheinung ein zu greller sei, um nicht auch durch die wechselseitige Position ausgedrückt werden zu müssen.

Der Mann schien durch diesen halben Beweis einer so zu sagen materiellen Scheu nicht besonders empfindlich berührt zu werden, sondern in so weit

Philosoph zu sein, daß er diesen, wenn auch unbedeutenden, Act von Zurückhaltung als durch die Umstände vollkommen gerechtfertigt betrachtete.

„Du wunderst Dich, daß ich noch hier im Hause bin, Laura, nicht wahr?“ fragte er nochmals.

„Ja wohl,“ antwortete sie. „Soll ich mich nicht wundern, wenn Du vor einer halben Stunde hier fortgehst, um, wie Du sagtest, heute Abend noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen, und ich dann finde, daß Du das Haus nicht nur nicht verlassen, sondern auch, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, die zweite Treppe erstiegen hast?“

„Das soll Dir sofort klar werden.“

„Ich bin neugierig, es zu hören.“

„Ich würde Dir es auf alle Fälle noch heute Abend mitgetheilt haben.“

„Auch wenn ich meine Thür nicht selbst geöffnet hätte?“

„Ja, auch wenn Du Deine Thür nicht selbst geöffnet hättest.

„Aber warum kamst Du dann nicht herein?“

„Nun, bin ich vielleicht nicht da?“

„Ich meine, warum Du nicht sogleich hereinkamst?“

Der Mann in dem abgetragenen, zugeknöpften Rocke machte eine Miene, als ob er nicht verstände,

was seine Bekannte mit dem von ihr betonten Worte sagen wollte.

Mit dem Ausdruck der Frage wiederholte er:

„Sogleich?“

„Nun ja,“ fuhr die Dame fort. „Ich hörte Dich die Treppe herunterkommen —“

„Woher wußtest Du, daß ich es war?“ unterbrach Laura's Bekannter.

„Ich hatte mich falsch ausgedrückt. Daß Du es warst, weiß ich allerdings erst von dem Augenblicke an, wo ich Dich draußen stehen sah. Ich hörte aber an dem Knistern der Stufen ganz deutlich, daß Jemand dieselben herunterkam.“

Der Mann gab hierauf keine Antwort, sondern nickte blos und verschränkte die Arme über der Brust.

„Warum kamst Du nicht sogleich herein?“ fragte die Dame nochmals, indem sie einen scharfen, durchdringenden Blick auf ihn heftete.

Er hielt diesen Blick sehr ruhig und gelassen aus.

Dann verzog er, so weit sein voller Bart es zu sehen gestattete, den Mund zu einem spöttischen Lächeln und sagte:

„Ich wollte mich erst überzeugen, daß Du allein seiest.“

Die schöne junge Dame warf den Kopf zurück,

biß sich auf die Unterlippe und legte in ihren schon vorher durchdringenden Blick einen Ausdruck, welcher nichts Gutes verkündete.

Man sah ihr an, daß sie sich durch die Bemerkung des Mannes verletzt fühlte und daß die zornigen Worte, welche diese Empfindung ihr eingab, ihr schon auf der Zunge schwebten.

Dennoch mochte sie glauben, daß der gegenwärtige Augenblick nicht hierzu geeignet sei.

Mit einer Selbstüberwindung, wie sie nur wenigen Frauen verliehen ist, bezwang sie sich daher und verschob wahrscheinlich in Gedanken das, was sie sagen wollte, auf eine spätere, gelegenere Zeit.

„Du weißt, Julius," entgegnete sie in erzwungen ruhigem Tone, „daß ich, wenn Du mich Abends verlassen hast, dann allemal allein bin."

Der Mann, dessen Name, wie wir nun wissen, Julius war, lächelte wieder spöttisch und sagte:

„Lassen wir dies vor der Hand dahingestellt sein, Laura. Es kann nichts nützen, darüber zu streiten."

„Das sollte ich auch meinen. Erzähle lieber, was Du mir mitzutheilen hast."

Julius schien sich rasch zu überlegen, was er in seinem Interesse zu sagen oder zu verschweigen hätte, und hob dann an:

„Als ich vor etwa einer Stunde hier bei Dir eintrat, sagtest Du mir, daß soeben eine Dame, die in einer eleganten Equipage gekommen, Deine Thür passirt und nach dem Notar Hammermeister gefragt hätte.“

„Sehr richtig und ich schilderte Dir auf Dein Befragen, so gut ich konnte, das Aeußere dieser Dame.“

„Ja, und schon diese Schilderung regte in mir allerhand Gedanken an, über die ich mir nicht sogleich klar werden konnte.“

„Du hattest wieder getrunken.“

„Getrunken? Nun ja. Warum soll ich nicht, wenn ich gerade Geld habe und die Witterung so stürmisch und naßkalt ist, wie heute?“

Laura schien es nicht für nöthig zu halten, hierauf etwas zu entgegnen, und Julius fuhr nach einer kurzen Pause weiter fort:

„Du hast Recht, Laura, wenn Du sagst, daß meine Gedanken aus diesem Grunde etwas unklar gewesen seien. Es geht mir seit einiger Zeit sehr oft so.“

„Ich habe es wohl bemerkt,“ warf Laura dazwischen.

„Mein Himmel, es geht mir gerade wie andern Leuten. Allerdings bin ich noch nicht alt, für jung aber kann ich mich auch nicht mehr ausgeben.“

„Ein Mann von fünfunddreißig Jahren wie Du sollte aber gerade in der Fülle und auf der Höhe seiner Lebenskraft stehen.“

„Ja, dann aber darf ihm nicht ein so wechselvolles, aufreibendes Leben beschieden gewesen sein, wie mir. Wenn ich bedenke, was ich nur seit den letzten zehn Jahren alles durchgemacht habe, so wundere ich mich, daß ich überhaupt noch in der Haut hänge.“

Laura schien durch den unfeinen Ausdruck, dessen der bärtige Mann sich bediente, nicht, wie man von einer so eleganten Dame doch hätte vermuthen sollen, unangenehm berührt zu werden.

Ihre ganze Redeweise und Aussprache verrieth, daß, wie wir schon früher angedeutet, das Deutsche nicht ihre Muttersprache war, sondern daß sie es erst in späteren Jahren erlernt hatte.

Dennoch verstand sie es vollkommen und sprach es auch selbst mit großer Geläufigkeit.

Die kleinen Verstöße und Verwechselungen, deren sie sich dabei schuldig machte, verliehen ihrer Ausdrucksweise einen eigenthümlichen Reiz.

„Wenn Du,“ entgegnete sie auf die Bemerkung ihres bärtigen Besuchers, „fortwährend auf andere Dinge zu sprechen kommst, so werde ich wahrscheinlich heute Abend nicht erfahren, wie es kommt, daß

ich Dich, nachdem ich Dich schon seit einer halben Stunde verschwunden glaubte, nochmals sehe."

„Du hast Recht, Laura. Ich war also; wie ich Dir schon gestanden, als ich vor etwa einer Stunde zu Dir kam, ein wenig benebelt und hörte das, was Du mir sagtest, nur mit halbem Ohr. Später, als ich von Dir fortging, um mich nach Hause zu begeben, überlegte ich, da mein Räuschchen mittlerweile ein wenig verflogen [illegible], mir erst das, was Du mir von jener Dame gesagt, ordentlich und es ging mir plötzlich ein Licht auf."

„Ein Licht?" wiederholte Laura.

„Jawohl, ein Licht, una luce, wie Ihr Italiener sagt."

Julius hielt inne, sah Laura bedeutungsvoll an und fuhr nach einer Pause von mehreren Sekunden fort:

„Ehe ich Dir sagen kann, was ich im Scheine des Lichts, welches mir so plötzlich aufging, sah, mußt Du mir versichern, daß Du deswegen nicht eifersüchtig sein willst."

„Eifersüchtig?" wiederholte die Italienerin mit einem Ausdruck, in welchem sich Wehmuth und Bitterkeit mischten. „Von Eifersucht kann zwischen uns keine Rede mehr sein. Dir verbietet es Dein Charakter und mir mein Schicksal."

Der bärtige Mann nahm von dem in den letzten Worten der jungen Dame für ihn liegenden Vorwurf keine Notiz, sondern fuhr in fast scherzhaftem Tone fort:

„Nun, dann kann ich Dir sagen, daß die Dame, welche Du gesehen, nichts mehr und nichts weniger als eine alte Flamme von mir ist.“

„Eine alte Flamme?“ wiederholte Laura.

Sie hatte diesen Ausdruck noch nicht gehört, errieth aber natürlich sofort die Bedeutung desselben und setzte hinzu:

„Das soll wohl heißen, eine frühere Geliebte?“

„Ganz richtig, cara mia. Freilich ist es schon ein wenig lange her und deshalb bedurfte es auch noch gewisser Nebenumstände, ehe ich in Verbindung mit dem, was Du mir gesagt, errieth, daß es sich hier wirklich um meine Mathilde handele.“

„Mathilde heißt sie?“

„Ja, Mathilde. Als ich von Dir fortging und schon hinunter auf die Straße war, überlegte ich mir, daß Du mir gesagt hattest, die Dame habe zu der Frau des Notars Hammermeister gewollt. Nun aber ist diese Frau Notar Hammermeister die jüngere Schwester meiner ehemaligen Geliebten, und die Beschreibung, die Du mir gemacht, stimmte mit dem Bild, welches mir von Mathilde in der Erinnerung zurückgeblieben, vollkommen überein.“

„Sie muß sehr schön gewesen sein.“

„Ja, das war sie, obschon nicht so schön wie Du bist, Laura.“

Julius heftete, indem er dies sagte, auf die Italienerin einen Blick, worin trotz der halb spöttischen, halb geringschätzenden Weise, auf welche er bis jetzt mit ihr gesprochen, ein unverkennbarer Ausdruck von Bewunderung lag.

Obschon zum Verbrecher herabgesunkener Wüstling, besaß er doch Geschmack und Bildung, und kein Mann, der mit diesen Eigenschaften ausgestattet war, konnte Laura den Tribut versagen, der ihr jetzt stillschweigend selbst von dem gezollt ward, dem sie in vielen Beziehungen schon längst gleichgültig geworden.

„Ja, sie war schön,“ fuhr er vor sich hinblickend und sich gleichsam in die Vergangenheit versenkend, fort. „Sie war schön, aber ihre Schönheit war mein Verderben.“

„Wie kam das?“

„Ausführlich kann ich Dir die Sache heute Abend nicht erzählen; dazu ist die Zeit zu kurz.“

„Sind wir nicht Herren unserer Zeit?“

„Du wohl, Laura, aber ich nicht. Schon als ich

Dich das erste Mal verließ, sagte ich Dir, daß ich heute Abend noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen hätte, und ich kann Dir daher höchstens noch eine halbe Stunde schenken."

„Für einen raschen Erzähler, der sich kurz zu fassen weiß, ist dies immer noch eine verhältnißmäßig lange Zeit und Du kannst mir, wenn Du sonst willst, in derselben viel mittheilen," entgegnete Laura.

Dreizehntes Kapitel.

Erklärungen.

„Wie ich mit Mathilde bekannt ward," fuhr Julius fort, „ist Nebensache, worüber ich mich gelegentlich später einmal aussprechen kann. Sie war schön, ich liebte sie und glaubte von ihr wieder geliebt zu werden, bis ich — leider für meinen Seelenfrieden zu spät — entdeckte, daß sie kein Herz hatte."

Laura's Aufmerksamkeit, die schon vorher gespannt gewesen, ward dies durch die letzten Worte des Mannes, zu welchem sie offenbar in einem näheren Verhältniß stand, noch mehr.

„Nach kurzer Zeit," erzählte er weiter, „bemerkte ich, daß von dem Tage an, an welchem sie mich zu ihren Füßen gesehen und das Geständniß meiner Liebe gehört, das Interesse, welches sie zeither für mich auf so unzweideutige Weise an den Tag gelegt, allmälig erkaltete und daß sie nach einiger Zeit sogar eine Lösung unseres Verhältnisses zu wünschen schien."

„Lag,“ fragte Laura, „der Grund davon vielleicht darin, daß Dir in der Person eines andern Mannes, der ihr besser gefiel, ein gefährlicher Nebenbuhler erstanden war?“

„Ja, dies war allerdings der Fall. Ein angehender Jurist hatte sie mit seiner glatten Zunge zu beschwatzen verstanden, wenn sie ihm nicht etwa — was man bei ihrem leidenschaftlichen Charakter mit gutem Grund voraussetzen konnte — selbst auf halbem Wege entgegengekommen war.“

„Und erwies sie sich gegen diesen treuer und zuverlässiger als gegen Dich?“

„Vielleicht hätte sie dies gethan, leider aber ließ er ihr keine Zeit dazu.“

„Er ließ ihr keine Zeit dazu? Wie soll ich das verstehen?“

„Die Sache ist ganz einfach. In dem jungen Juristen fand sie einen Anbeter, der ihrer würdig war, das heißt einen Mann, der sich nicht scheuete, eben so grundsatz- und gewissenlos zu handeln, wie sie selbst.“

„Und der an ihr Vergeltung für das übte, was sie Dir zugefügt hatte, nicht wahr?“ setzte Laura hinzu.

„Ja, so war es. Ihre Strafe war aber um so härter, als ihre eigene Schwester es war, durch welche sie sich aus dem Herzen ihres neuen Geliebten verdrängt sah.“

„Ihre eigene Schwester?“

„Jawohl, durch ihre eigene einzige Schwester, dieselbe, welche jetzt als Weib des ihrer älteren Schwester untreu gewordenen Mannes hier in diesem selben Hause lebt.“

„Dann ist also der Notar Hammermeister jener Nebenbuhler, der Dich aus Mathildens Herzen verdrängte?“

„Ja, ihm habe ich es zu danken, daß ich das geworden bin, was ich bin, aber auch ihn hat sein Geschick ereilt.“

„Er scheint, so viel ich während der wenigen Tage, die ich hier wohne, bemerkt habe, mit seiner Familie in großer Armuth zu leben.“

„So ist es. Der Fluch seiner Thaten ruht auf ihm und wo gäbe es einen schwereren, als den der Armuth?“

Laura widersprach dieser Behauptung nicht, denn auch sie hatte, obschon man es ihr jetzt nicht ansah, die unheilvolle Macht des Zustands kennen gelernt, von welchem Julius sprach.

„Gleich, nachdem ich die Gewißheit erlangt, daß Mathilde für mich auf immer verloren war, trieb es mich hinweg aus dieser Stadt, wo ich täglich und stündlich darauf gefaßt sein mußte, der Treulosen am Arme meines verhaßten Rivals zu begegnen. Ich

irrte in der weiten Welt umher, bis ich, nachdem ich Dich kennen gelernt und Dir eine Zeitlang auf Deiner wechselvollen Bahn Gesellschaft geleistet, hierher zurückkehrte."

„Dann hast Du also wohl erst jetzt erfahren, in welcher Weise Dein Nebenbuhler Dich, wenn auch ohne es zu wollen, gerächt hat?"

„Ja; ein alter Bekannter, dem das Schicksal fast eben so übel mitgespielt hat wie mir und den ich mich deshalb nicht scheuete, anzureden, sagte mir es und theilte mir zugleich mit, daß Hammermeister eben so wie ich durch eigene und fremde Schuld in's tiefste Elend gerathen ist.

„Und Mathilde? Fragtest Du nicht auch nach dieser? Ist sie noch unvermählt?"

„Noch unvermählt ist sie nicht, wohl aber nicht mehr vermählt."

„Ich verstehe Dich nicht recht."

„Und doch sollte ich meinen, ich könnte mich nicht klarer und deutlicher ausdrücken. Allerdings hätte ich mich etwas bündiger fassen können, wenn ich einfach gesagt hätte: sie ist Wittwe."

„Wittwe?" wiederholte Laura mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken. „Allerdings war sie ganz schwarz gekleidet."

„Ja, sie ist Wittwe und zwar erst seit heute."

„Seit heute erst?“

„Ja, seit heute erst,“ sagte Julius nochmals. „Bald nach meinem Weggange von hier vermählte, wie mein alter Bekannter erzählte, die jüngere Schwester, trotzdem daß ihr Vater sie zu enterben und Mathilde ihr mit ewiger Feindschaft drohte, sich mit Hammermeister, und Mathilde selbst heirathete nach einiger Zeit einen alten reichen Banquier, Namens Adrian Schüßler. Ihr Vater ist seitdem gestorben und heute Morgen hat nach längerer Krankheit ihr Gatte das Zeitliche ebenfalls gesegnet.“

„Dann ist sie wohl nun sehr reich?“

„Höchst wahrscheinlich. Ich kenne den alten Schüßler von früher her und er galt schon damals für einen der reichsten Männer dieser Stadt.“

„Und dies fiel Dir wohl ein, als Du in der Dame, die ich gesprochen, Deine frühere Geliebte vermuthetest?“

„Ja wohl. Ich dachte mir sogleich, daß sie nach ihrer leidenschaftlichen, launenhaften Weise nun, wo sie unumschränkte Herrin ihres Willens geworden, der Feindschaft gegen ihre Schwester entsagt und diese freiwillig aufgesucht habe.“

„Und dies bewog Dich wohl umzukehren, um womöglich mit ihr zusammenzutreffen?“

„Ja, dies war meine Idee.“

„Und deshalb kehrtest Du in das Haus zurück?"

„Ja."

„Warum zogst Du es nicht vor, sie auf der Straße zu erwarten?"

„Du hattest mir gesagt, daß sie in einer Equipage gekommen sei. Ich vermuthete deshalb sogleich, daß sie von dieser Equipage auch wieder abgeholt werden und es mir dann unmöglich werden würde, sie anzureden."

„Du wolltest sie anreden?"

„Warum nicht?"

„Trotzdem, daß sie Deine Liebe verschmähte und einen Anderen bevorzugte?"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß sie dafür hart gestraft worden. Der Mensch soll nicht unversöhnlich sein."

„Besonders nicht, wenn er sieht, daß eine Versöhnung von Nutzen für ihn begleitet sein kann," setzte Laura hinzu.

Sie machte dabei eine spöttische Miene, denn sie glaubte nun ihrerseits die Rolle spielen zu können, welche Julius während des ersten Theils ihres Zwiegesprächs gegen sie durchzuführen gesucht.

„Du hast abermals Recht, Laura," entgegnete der zweideutige Mann. „Ich leugne auch durchaus nicht, daß die Kunde von dem Tode des alten Ban-

quiers in Verbindung mit dem, was ich über Hammermeister erfahren, mir wie ein Hoffnungsstrahl erschien, der plötzlich am Horizont meines Unglücks und Elends auftauchte."

„Du drückst Dich sehr poetisch aus."

„Dann muß eben das Unglück und Elend mich zum Poeten gemacht haben, denn früher habe ich nie auch nur eine Ader von einem solchen in mir verspürt."

„Also Du gingst in das Haus zurück?" fragte die Italienerin, indem sie das Gespräch mit diesen Worten wieder auf das eigentliche Thema zurückleitete.

„Ja, ich kehrte in das Haus zurück und ich kam an Deiner Thür vorüber, ohne daß ich, wie jetzt, von Dir bemerkt worden wäre."

„Woraus schließest Du das?"

„Wenn Du mich gehört hättest, so würdest Du ganz gewiß, ebenso wie jetzt, Deine Thür geöffnet haben, um zu sehen, wer da sei."

„Wohl hörte ich kurze Zeit, nachdem Du Dich entfernt hattest, ein Geräusch von leise vorbeischleichenden Tritten. Ich glaubte indessen, dieselben rührten von jener Dame her, welche einen nur ganz kurzen Besuch gemacht habe und nun im Begriff stände, das Haus wieder zu verlassen."

„Und deshalb hieltest Du es für überflüssig, der Sache näher auf den Grund zu gehen?"

„Ja, so war es."

„Ich schlich also leise die Treppe hinauf und näherte mich vorsichtig der Thür des Zimmers, die mir der fahle Schimmer zeigte, welchen der nächtliche Himmel durch das Bodenfenster hereinwarf."

„Aber fürchtetest Du nicht, mit Deinem ehemaligen Nebenbuhler zusammenzutreffen?"

„Nein. Nach dem, was ich von Hammermeister neuerdings gehört, konnte ich mit Recht vermuthen, daß er zu dieser Stunde überall anzutreffen sein würde, nur nicht in seiner Wohnung."

„Dann scheint er einer Lebensweise zu huldigen, welche der Deinigen nahe verwandt ist."

„Möglich, sehr leicht möglich. Unsere Geschicke haben sehr viel Aehnliches, warum sollte es mit unserer Lebensweise nicht auch der Fall sein?"

„Schon gut, schon gut. Erzähle weiter."

„Der Besorgniß, mit Hammermeister zusammenzutreffen, wäre ich übrigens, wenn ich eine solche gehegt hätte, schon durch die ersten Aeußerungen überhoben worden, welche ich zwischen den beiden Schwestern wechseln hörte."

„Du horchtest also?"

„Ja wohl. Glaubst Du vielleicht, daß es für

meinen Zweck ersprießlicher gewesen wäre, wenn ich angepocht und mich den Damen vorgestellt hätte?"

Laura gab durch ihr Schweigen zu erkennen, daß sie es verschmähete, etwas auf eine in dieser ironischen Weise an sie gerichtete Frage zu erwidern.

Julius fuhr daher nach einer kurzem Pause fort:

„Die Frau des armen Notars erzählte, nachdem sie von ihrer älteren Schwester gehört, welche Veränderung in der Lage dieser seit erst wenigen Stunden eingetreten, daß sie selbst mit ihrem kranken Kinde dem äußersten Mangel preisgegeben sei und daß ihr Mann eine kleine Reise zu dem Zweck unternommen habe, um zu sehen, ob er sich nicht an einem andern Ort mit den Seinigen eine bessere Existenz gründen könne."

„Aha!" sagte Laura, wie halb bei sich selbst, „darum habe ich ihn gestern und heute gar nicht bemerkt."

„Kennst Du ihn? Hast Du ihn gesehen?" fragte der bärtige Mann hastig.

Es zuckte dabei aus seinem unheimlich düstern Auge ein Blitz, welcher zu verrathen schien, daß die Eifersucht, von welcher nach Laura's Erklärung zwischen ihm und ihr keine Rede mehr sein konnte, wenigstens bei ihm noch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten lag.

„Nein,“ entgegnete die Gefragte, „gesehen habe ich ihn nicht, wenigstens nicht von Angesicht. Ich habe ihn blos einige Male beim Verlassen seiner Wohnung etwas zurückrufen hören und weiß, daß er eine ungemein melodische Stimme hat, wie man sie unter meinen Landsleuten wohl sehr oft, unter Euch Deutschen aber höchst selten antrifft.“

Die Stimmung des Abenteurers schien durch diese Bemerkung in keine bessere umgewandelt zu werden.

Wenn wir ihn — beiläufig gesagt — einen Abenteurer nennen, so wissen wir, daß er Grund hat, sich bei uns für dieses Prädicat zu bedanken, denn so kurz auch erst unsere Bekanntschaft mit ihm ist, so haben wir ihn doch schon Dinge verüben sehen, die uns das gesetzliche Recht geben würden, ihn noch mit einem ganz anderen Namen zu bezeichnen.

Er wußte, daß er seinerseits sich nicht des physischen Vorzugs rühmen konnte, welchen Laura an seinem ehemaligen Nebenbuhler wahrgenommen. Sein heiseres, gepreßtes Sprachorgan war vielmehr eine der wenigen Schattenseiten, die seine sonst stattliche, echt männliche Persönlichkeit besaß.

Laura hatte mit der ihrer Nation in diesem Punkte eigenthümlichen Empfindlichkeit dies gleich

zu Anfang ihrer Bekanntschaft mehr als einmal gerügt.

Dies war aber damals in scherzendem Tone geschehen, während jetzt, wo zwischen Beiden eine Verbitterung, über die uns der weitere Verlauf unserer Erzählung Aufschluß bringen wird, herrschte, eine solche Hindeutung sehr leicht als ein Beweis von wachsender Abneigung gedeutet werden konnte.

Die Italienerin schien jedoch kein großes Gewicht darauf zu legen, ob ihre Bemerkung in diesem Sinne aufgenommen würde oder nicht, sondern fuhr mit wenigstens erheuchelter Gleichgültigkeit fort:

„Zwei oder drei Mal habe ich ihm auch, als ich ihn fortgehen hörte, aus dem Fenster nachgeschaut und gesehen, daß er nicht blos, wie Du vorhin sagtest, in Bezug auf Lebensschicksale, sondern auch hinsichtlich der Gestalt, des Wuchses und des Ganges viel Aehnliches mit Dir hat. Hoffentlich wirst Du ihm dies nicht auch zum Fehler anrechnen."

„O nein," entgegnete Julius wieder lächelnd, „ich glaube sogar, daß ich noch etwas größer und stärker bin, als er."

„Ich will Dir diesen Vorzug vor ihm nicht bestreiten. Du würdest mich aber verbinden, wenn Du mir weiter erzählen wolltest, was die beiden Damen mit einander verhandelten."

So aufgefordert, fuhr der Abenteurer fort zu berichten, was er gehört, obschon nur insoweit, als er es für seine Zwecke räthlich fand.

Demgemäß erwähnte er kurz, wie die beiden Schwestern, obschon die ältere der jüngeren wegen ihrer frühren Handlungsweise heftige Vorwürfe gemacht, dennoch in Frieden von einander geschieden seien und Mathilde wiederholt versichert habe, Mutter und Kind in Zukunft unterstützen zu wollen.

Das, was er in Bezug auf das von dem alten Banquier hinterlassene Testament vernommen, verschwieg er vollständig.

Er sagte sich, daß möglicherweise in dieser Beziehung sich ihm ein Feld für gewinnbringende Thätigkeit eröffnen könne, und daß er deshalb klug thun würde, selbst eine so vertraute Person wie Laura für ihn zu sein schien, nicht vorzeitig in dergleichen Dinge einzuweihen.

Ebensowenig erwähnte er, daß er gehört, wie Mathilde zum Beweis ihrer mildthätigen Gesinnung unmittelbar vor ihrem Weggange eine gefüllte Börse auf den Tisch des Zimmers gelegt.

Er hatte dies übrigens nicht blos gehört, sondern auch durch eine in der alten Stubenthür vorhandene Ritze hindurch deutlich gesehen.

„Der Aufbruch der ältern Schwester aus der

Wohnung der jüngern," fuhr er in seiner Erzählung fort, „erfolgte rascher, als ich dachte. Ich hatte mir vorgenommen, Mathilden, im Fall ihre Schwester ihr das Geleite gäbe, voranzueilen und sie unten in der Hausflur anzureden. Plötzlich aber und ehe ich noch Zeit hatte, mich der Treppe zu nähern, traten die beiden Damen heraus und ich konnte mich nur mit Mühe und Noth hinter einen in der Nähe stehenden alten Schrank retiriren, hinter welchem es mir auch gelang, mich verborgen zu halten, bis die jüngere Schwester in ihr Zimmer zurückgekehrt war."

„Aber konntest Du der ältern nicht rasch nacheilen?"

„Nein, ich wäre zu spät gekommen, denn kaum hatte die Thür sich hinter der zu ihrem Kind zurückkehrenden Mutter wieder geschlossen, so hörte ich auch schon unten den Wagen durch das Gäßchen davonrollen."

„Aber als ich Dich vorhin die Treppe herabschleichen hörte, waren seit dem Fortfahren des Wagens schon zehn, ja vielleicht fünfzehn Minuten verflossen. Warum bist Du dann noch so lange in Deinem Versteck geblieben?"

„In meinem Versteck blieb ich nicht so lange. Sobald ich es ohne Gefahr thun konnte, näherte ich mich wieder der Thür, lugte durch die Thürritze und

sah, daß Mathildens Schwester wieder in dem alten Lehnstuhl Platz genommen, in welchem sie schon vorher während des Gesprächs mit der Wittwe des Banquiers gesessen."

„Und was machte ihr Kind?" fragte Laura mit dem weiblichen, sympathischen Instinct, der sich selbst unter den Gefallenen ihres Geschlechts nicht verleugnet.

„Dieses schien zu schlafen und auch die Mutter sank sehr bald, nachdem sie ihren bequemen Platz eingenommen, in festen Schlaf. Ich konnte nun nicht der Versuchung widerstehen, in das Zimmer selbst einzutreten und mich durch eignen Augenschein zu überzeugen, daß mein Nebenbuhler sich mit seiner Familie wirklich in so elender Lage befände, wie man mir erzählt."

„Aber fürchtetest Du nicht, die Schlafenden durch das Oeffnen der Zimmerthür zu wecken?"

„O nein. Nicht alle Menschen haben ein so feines und leises Gehör wie Du, und übrigens bin ich auch kein solcher Tölpel, daß ich nicht eine Thür geräuschlos zu öffnen und zu schließen verstünde."

„Ja, ja," bemerkte Laura wieder mit spöttischem Lächeln; „Uebung macht den Meister."

Ohne dem Erzähler Zeit zu gestatten, etwas hierauf zu bemerken, setzte sie hinzu:

„Und fandest Du die Mittheilungen, die man Dir über die Lage des Notars gemacht, bestätigt?“

„Ja wohl, in weit größerem Umfange als ich es gedacht. Alles, was ich in dem Zimmer sah, verrieth die bitterste Armuth, die bleichen, hohlen Züge der schlafenden Mutter sprachen nur von Mangel und Entbehrung und nachdem ich diese Ueberzeugung gewonnen, konnte ich mich befriedigt entfernen.“

Auch jetzt verschwieg er, daß er sich die auf dem Tische liegende Börse angeeignet.

Wohl hatte er nach dem Gefühl befriedigter Rache getrachtet und sich dasselbe auf dem von ihm angegebenen Wege auch wirklich verschafft.

Der Hauptgrund aber, aus welchem er das Zimmer betreten, war der Wunsch gewesen, sich in den Besitz des Geldes zu setzen, und die Genugthuung, die er nach glücklich ausgeführtem Raube empfand, war sicherlich ebenso stark und angenehm, ja vielleicht noch angenehmer, als das Gefühl befriedigter Rache, wovon er soeben gesprochen.

„Nun aber,“ setzte er hinzu, nachdem er auf diese Weise Alles mitgetheilt, was er mittheilen gewollt, „wird es die höchste Zeit, daß ich mich entferne.“

„Was ist denn das für ein wichtiges Geschäft, welches Du noch heute Abend zu besorgen gedenkst?“ fragte Laura.

Julius erhob sich, um zu gehen, setzte die alte Schirmmütze, welche er während des Gesprächs abgenommen und auf den Tisch geworfen, wieder auf und sagte:

„Darüber wirst Du mir für heute noch erlauben, Schweigen zu bewahren. Morgen vielleicht, wenn ich zur gewohnten Stunde wieder hier bin, kann ich Dir Aufschluß darüber geben."

Und somit und nachdem sie sich gegenseitig kurz gute Nacht gewünscht, schieden die Beiden.

Vierzehntes Kapitel.

Die junge Wittwe daheim.

Mathildens Equipage rollte, nachdem sie das Gäßchen, in welchem die unglückliche Schwester wohnte, verlassen, durch einige breitere Straßen, die aber sämmtlich noch einem vorzugsweise armen Stadttheil angehörten, weiter über einen großen, freien Platz hinweg.

Dieser Platz bildete, so zu sagen, die Grenze zwischen der Stadt der Armuth und der des Reichthums.

Es versteht sich von selbst, daß die junge Wittwe ihre dermalige Heimath in der letzteren hatte.

Hier bewegte sich die Equipage nicht so einsam, wie in den Regionen, welche sie soeben verlassen, sondern gerieth nicht selten in ein solches Gewimmel von eben so eleganten, ja zum Theil noch weit prachtvolleren Fuhrwerken, daß der Kutscher oft seine

ganze Geschicklichkeit aufbieten mußte, um sich hindurch zu arbeiten.

In einer der breitesten und prächtigsten Straßen dieses vorzugsweise von der Geldaristokratie bewohnten Stadttheils machte der Wagen Halt.

Das Haus, vor welchem er hielt, glich in seiner massiven, imposanten Erscheinung mehr einem Palast.

Nicht allzuhoch, denn es zählte nicht mehr als zwei Etagen, besaß es doch infolge des vollendeten gediegenen Geschmacks und des nobeln Styls, in welchem es erbaut war, sowie wegen seiner mit prachtvoller Bildhauerarbeit geschmückten Façade vollen Anspruch auf die Benennung, die wir ihm soeben vindicirt.

Wenn es aber den Namen eines Palastes verdiente, so glich es gleichwohl — wenigstens in diesem Augenblicke — einem Palast des Todes.

Die langen Reihen der hohen Spiegelscheibenfenster wurden von innen heraus durch keinen Lichtstrahl erhellt, sondern warfen mit ihren weißen, geschlossenen Gardinen nur den Schein der Gaslaternen zurück, welche die noch von regem Verkehr wimmelnde Straße beleuchteten.

Nur in einem einzigen kleinen Gemach der zweiten Etage des linken Flügels machte sich an der ebenfalls herabgelassenen Gardine ein matter Schimmer

bemerkbar, der von einer hier brennenden Lampe herzurühren schien.

Die Hausflur war dagegen noch hell erleuchtet und that sich wie auf einen Zauberschlag in dem Moment auf, wo der Wagen vor dem bis jetzt geschlossenen hohen und breiten Thor Halt machte.

Der Kutscher lenkte sein Gespann hinein in die weite mit Holzwürfeln geflasterte Halle, welche die Hufschläge der leichtfüßigen Rosse und die rollenden, schmalen Räder der in ihren Federn sich schaukelnden Equipage mit verhältnißmäßig nur geringem Geräusch erfüllten.

An der großen, breiten, am entgegengesetzten Ende der Hausflur befindlichen Treppe angelangt, machte der Wagen abermals Halt und Mathilde stieg aus.

Eine schwarzgekleidete Zofe stand mit einer brennenden Kerze zu ihrem Empfange bereit.

Der Wagen bewegte sich, nachdem seine Herrin ihn verlassen, durch das hintere Thor hinaus in den Hofraum, wo Stallungen und Remisen sich befanden.

Beide Thore wurden dann wieder von dem Portier geschlossen, der nun sein schweres Tagewerk als beendet betrachtete und sich in das kleine Zimmer zurückzog, welches er im Erdgeschoß dicht neben dem Haupteingangsthor bewohnte.

Die Zofe ging ihrer Herrin seitwärts immmer

um eine Stufe voran, bis hinauf in die zweite Etage.

Hier schritten sie sich rechts wendend den langen Corridor hindurch an vielen Thüren vorbei, bis an die allerletzte.

Es war die, welche den Zugang zu dem kleinen Zimmer bildete, welches, wie wir unten von der Straße aus gesehen, in den ganzen beiden Etagen das einzige war, worin Licht brannte.

Auch dieses Licht war ein nur mattes, so wie es sich für ein Haus schickte, welches die Leiche seines Besitzers barg.

Die Zofe öffnete und Mathilde trat ein.

Sie entledigte sich sofort ihrer schweren Oberkleider, während die Zofe, die ihren Leuchter mit der brennenden Kerze auf den Tisch neben die mit einem dunkelgrünen Schirm bedeckte Lampe gesetzt, ihr dabei behüflich war.

Dann sank sie wie ermüdet auf das weich gepolsterte Sopha, welches in der Nähe des Tisches stand.

„Minette!“ sagte sie zu der Zofe, welche, nachdem sie die ihrer Herrin abgenommenen Hüllen auf einen Nebentisch gelegt, die etwaigen weitern Befehle erwartend, in einiger Entfernung von dem Sopha stehen geblieben war.

„Frau Commerzienräthin!“ antwortete sie auf die Nennung ihres Namens, indem sie zugleich einen Schritt näher trat.

„Du bist seit nun zwei Jahren in meinem Dienst,“ fuhr Mathilde fort. „Du bist ein gutes Mädchen und ich glaube, ich kann Dir unbedingt Vertrauen schenken.“

„Ganz gewiß können Sie das, Frau Commerzienräthin,“ entgegnete Minette.

Sie war ein kleines schlankes Wesen mit braunem Haar und munterem, rundem Gesicht, aus welchem die ebenfalls braunen Augen auf eine Weise herausschaueten, welche in der That unbedingt Vertrauen erwecken mußte.

„Minette,“ hob die Wittwe des Commerzienraths wieder an, „Du wirst mir heute Abend einen Dienst leisten, der an und für sich zwar unbedeutend zu sein scheint, wobei ich aber auf Deine unbedingte Verschwiegenheit rechnen muß.“

„Das können Sie auch, Frau Commerzienräthin,“ sagte Minette.

„Nun gut; ich will auch weiter nicht daran zweifeln, sondern Dir blos noch versichern, daß Du, wenn Du meinen Erwartungen entsprichst, auf meine Erkenntlichkeit und Freigebigkeit rechnen kannst.“

Die Zofe gab durch eine ausdrucksvolle Geberde

und Miene zu verstehen, daß es eines solchen Versprechens bei ihr nicht bedürfe, um sie zur bereitwilligen Leistung des, wenn auch noch nicht näher bezeichneten Dienstes und strenger Bewahrung des Geheimnisses zu veranlassen, welches ihr anvertraut werden sollte.

Mathilde schien durch diese stumme Erklärung vollständig befriedigt zu werden und fuhr fort:

„Ich habe einen nahen Verwandten, der durch allerhand theils selbst verschuldete, theils unverschuldete Widerwärtigkeiten so weit herabgekommen ist, daß ich mich schämen müßte, in Gegenwart von Personen, die ihn kennen, mit ihm zu sprechen."

„Mein Gott!" sagte Minette und schlug halb vor Abscheu, halb vor Mitleid die Hände zusammen.

„Er hat," sprach die Commerzienräthin weiter, „sich mehrere Jahre lang in der weiten Welt — an welchen Orten weiß ich selbst nicht genau — herumgetrieben und ist vor einiger Zeit völlig mittellos und von Allem entblößt hierher zurückgekehrt."

„Der arme Mann!" warf die Dienerin, in welcher jetzt das Mitleid zu überwiegen begann, wieder ein.

„Er hat sich heute an mich gewendet, nämlich schriftlich, denn seine äußere Erscheinung ist höchstwahrscheinlich nicht von der Art, daß er sich in ei-

nem Hause, wie dieses hier, persönlich zu präsentiren wagt."

„Er könnte ja Abends kommen, wo ihn Niemand so leicht sieht."

„Das ginge allerdings, wenn er nicht noch andere Rücksichten zn nehmen hätte, die es für ihn sehr wünschenswerth machen, überhaupt, auch auf der Straße, nicht von Jemandem gesehen zu werden, der seine Vergangenheit kennt."

„Ist er denn ein gar so böser Mensch gewesen?"

„Nein, das gerade nicht; er war blos unordentlich und leichtsinnig."

„Aber das sind ja sehr Viele, die deswegen fränk und frei auf der Straße herumlaufen."

„Ja; unglücklicherweise aber hatte sich mein Verwandter in gewisse politische Umtriebe eingelassen, welche —"

„Politische Umtriebe? Was ist das?"

„Wenn ich es Dir auch erklären wollte, so würdest Du es doch nicht verstehen. Es genüge Dir, wenn ich sage, daß er sich mit Dingen befaßt hat, welche von einem großen Theil der Menschheit für völlig erlaubt, ja sogar für rühmlich nud lobenswerth gehalten ewaqan, die aber das Gesetz gleichwohl hart bestraft."

„Ja, dann freilich —"

„Deshalb kann er sich, um mit mir zu sprechen,

hier nicht anders einfinden, als zu einer Stunde, wo er, von dem Schleier der Nacht gedeckt, verhältnißmäßig nur wenigen Personen auf der Straße begegnet."

„Also wohl um die jetzige Zeit?"

„Jetzt noch nicht. In einer Stunde aber wird der Straßenverkehr sich so weit gemindert haben, daß mein Verwandter nichts mehr davon zu fürchten braucht. Ich habe ihm deshalb auf seinen Brief geantwortet, daß er, wenn er sich Schlag zwölf Uhr an der Thür einfinden will, die aus dem Hofraum unseres Hauses in die daranstoßende Seitengasse führt, Einlaß finden soll."

„Und ich soll ihm wohl diese Thür öffnen?"

„Ja, Minette, Du sollst sie ihm öffnen und ihn auch wieder zu derselben hinauslassen. Dies ist der Dienst, den ich von Dir begehre."

„Und den ich Ihnen gern und willig leisten werde, Frau Commerzienräthin. Ich glaubte, es sei etwas weit Schwereres, was Sie von mir verlangen wollten."

„Ich sagte Dir sogleich, daß der Dienst an und für sich unerheblich zu sein scheint. Die Hauptsache dabei ist die Verschwiegenheit, welche Du über diesen Vorgang nicht blos auf einige Zeit, sondern Dein ganzes Leben lang bewahren sollst."

„O fürchten Sie nichts, Frau Commerzienräthin! Was kann es wohl Leichteres geben als Schweigen?“

„Ich wünsche in meinem eben so wie in Deinem eigenen Interesse, daß Du diese Aufgabe so leicht zu lösen findest, wie Du es Dir jetzt vorzustellen scheinst.“

Mit diesen Worten erhob sich Mathilde, öffnete ein kleines Wandschränkchen, nahm aus demselben einen Schlüssel, der, seinem Aussehen nach zu urtheilen, lange nicht in Gebrauch gewesen zu sein schien, gab ihn der dienstwilligen Zofe und sagte:

„Dies ist der Schlüssel zu der Thür, welche Du kennst. Du hast jetzt noch eine volle Stunde Zeit. Begieb Dich in Dein Zimmer und warte bis Du drei Viertel auf Zwölf schlagen hörst. Dann gehe nicht die Haupttreppe, sondern die unmittelbar in den Hofraum führende Lauftreppe hinunter, wo Du Dich sogleich in der Nähe der betreffenden Thür befindest Der Kutscher schläft jedenfalls in seiner am andern Ende des Hofes befindlichen Wohnung und wird wenn Du Deine Sache geschickt machst, nichts hören.“

„Ich glaube, er würde nichts hören, selbst wenn ich meine Sache ungeschickt machte. Er ist ein Langschläfer, der oft am späten Morgen kaum zu wecken war, wenn er den seligen Herrn Commerzienrath spazierenfahren sollte.“

„So wie Du auf der Domkirche die Mitternacht-

stunde schlagen hörst, öffnest Du, ohne erst auf Anpochen zu warten, die Thür und mein jedenfalls schon harrender Verwandter wird eintreten."

„Wie sieht er denn aus? Ich möchte das wohl wissen, damit ich nicht etwa einen Unrechten einlasse."

„Er ist ein großer starker Mann. Näher kann ich Dir sein Aeußeres nicht beschreiben, denn ich habe ihn seit seiner Rückkunft noch nicht wieder gesehen."

„Und soll ich ihn dann auch die Lauftreppe heraufgeleiten?"

„Ja. Du führst ihn hierher ir dieses Zimmer wo ich ihn erwarten werde, und bleibst dann draußen auf dem Corridor, aber in der Nähe der Thür, um ihn, so bald er mich wieder verläßt, auf demselben Wege zurückzugeleiten."

„Wird er lange bei Ihnen bleiben, Frau Commerzienräthin?"

„Das kann ich nicht genau sagen, doch glaube ich, daß er zu dem, was er mir mittheilen will, eine halbe, höchstens vielleicht eine ganze Stunde brauchen wird."

Minette schien noch eine Frage thun zu wollen, ihre Gebieterin aber kam ihr zuvor, indem sie fortfuhr:

„So, nun hast Du Deine Instructionen. Jetzt gehe und laß mich allein. Ich wiederhole nochmals,

daß es, wenn Du Alles so thust, wie ich Dir sage, Dein Schaden nicht sein wird."

Und mit einer etwas stolzen Handbewegung bedeutete sie die Dienerin, daß sie für jetzt weiter nichts mit ihr zu sprechen habe, sondern, wie sie schon gesagt, allein zu sein wünsche.

Minette kannte das entschiedene Wesen ihrer Gebieterin zu genau, als daß sie sich erlaubt hätte, einen nochmaligen Versuch zur Fortsetzung des Gesprächs zu machen.

Sie nahm ihren Leuchter vom Tische und entfernte sich damit, um sich in ihr Zimmer zu begeben, welches sich auf der dem Hofe zugekehrten Seite derselben Etage befand.

Sie war außer dem Portier, der in seiner Loge neben dem Haupteingangsthor schlief, die Einzige, welche ihr Schlafzimmer mit in den sonst nur von der Herrschaft bewohnten Räumen hatte.

Das übrige durchaus nicht zahlreiche Dienstpersonal hatte seine Schlafgemächer in einem Nebenhaus, worin sich auch die Küche und einige andere für das Hauswesen nothwendigen Räumlichkeiten und Einrichtungen befanden.

Als Minette sich aus dem Zimmer ihrer Herrin entfernt hatte, blieb diese noch eine Weile in Gedanken versunken auf dem Sopha sitzen.

Sie blickte dabei starr und unbeweglich vor sich hin und ihre Augen schienen sich nie wieder schließen zu wollen.

Der Ausdruck ihrer schönen, aber in ihrer düstern Strenge unheimlich berührenden Züge verrieth, daß sie mit Plänen umging, die ihr selbst ungeheuerlich erschienen und an die sie sich gleichsam erst gewöhnen mußte, um ihnen das reifliche Nachdenken widmen zu können, welches die Durchführung derselben unbedingt erheischte:

Endlich schien sie sich völlig klar zu sein.

Mit einer Miene, welche unbeugsame Entschlossenheit kundgab, erhob sie sich, nahm die Lampe vom Tische und ging mit derselben in der Hand, nachdem sie die Seitenthür ihres Zimmers geöffnet, durch die ganze Reihe der Gemächer hindurch, bis sie in das kam, welches das, dem ihrigen entgegengesetzte, äußerste auf der andern Seite des Flügels war.

Hier näherte sie sich einem die eine Ecke des Zimmers einnehmenden Bett, auf welchem ein alter Mann in festem Schlafe zu liegen schien.

Es war aber der letzte und ewige Schlaf, der diesen Erdenpilger umfangen hielt, dessen Züge vielleicht jetzt im Tode noch mehr als im Leben verriethen, daß die Seele, welche in dieser sterblichen Hülle gewohnt, nicht zu der Zahl derer gehört hatte, die

ein gesegnetes Andenken in den Herzen ihrer Zeitgegenossen hinterlassen.

Die niedrige schmale Stirn, die kurze spitzige Nase und das hervorragende gekrümmte Kinn würden auch dem Beschauer, der sich vielleicht in seinem ganzen Leben nie mit physiognomischen Studien befaßt, auf die Vermuthung gebracht haben, daß er hier die Leiche eines Mannes vor sich hätte, der während seines Erdenlebens kein anderes Ziel als das des unersättlichen Gelderwerbs vor Augen gehabt.

Diese Züge waren in Verbindung mit der langen hagern Gestalt schon im Leben von der Art gewesen, daß nicht so leicht Jemand sich damit zu befreunden vermocht hatte, und machten jetzt in der Schroffheit und Starrheit des Todes natürlich einen noch weit abstoßenderen, fast furchterregenden Eindruck.

Mathilde schien sich jedoch nicht davor zu fürchten, wie denn Furcht überhaupt ihrem Charakter völlig fremd war.

Die Arme verschränkend, trat sie dicht an das Bett, sah den Todten lange und unverwandt an und murmelte dann:

„Da liegst Du nun, Du alter Mann, dem ich vier Jahre meines noch jugendlichen Lebens geopfert. Du wußtest, daß, als ich meine von warmem Leben

pulsirende Hand in Deine welke, schon halb dem Tode verfallene, legte, ich dies nur in der Erwartung that, daß Du mich recht bald durch Dein Abscheiden zur Herrin Deines Reichthums machen würdest. Du hast mich aber lange warten lassen und nun auch noch, wie Du mir mit hohnlächelndem Mund kurz vor Deinem Tode selbst verkündet, meine Hoffnungen nur zum kleinen Theile erfüllt. Die Hauptmasse Deines Vermögens soll auf einen Bruder, der sich in seinem ganzen Leben um Dich eben so wenig bekümmert, wie Du Dich um ihn, übergehen und nur dann, wenn er nicht mehr lebt, mir zufallen."

Sie schwieg eine Weile, während welcher sie ihre Augen immer noch furchtlos auf das Gesicht des Todten geheftet hielt.

Dann fuhr sie fort:

„Nein, ich bin nicht gesonnen, zu warten, bis es einem alten Narren, der aber noch recht wohl seine zehn bis fünfzehn Jahre leben kann, gefällt, mich durch seinen Tod in den Besitz dessen zu setzen, was mir mit Fug und Recht schon jetzt gehört. Zum Glück sendet mir der Zufall gerade in diesem Augenblicke ein Werkzeug, das, so starr und spröde es sich auch sonst zeigte, doch nun, durch die Schläge des

Schicksals mürbe gemacht, sich meinem Willen fügen wird."

Mathilde dachte wieder einige Minuten lang nach und setzte dann hinzu:

„Ich muß thun, als ob ich mich um seinetwillen seiner Hülfe bediente. Er darf nicht wissen, daß er nur das Mittel zu dem Zweck sein soll, den er in seiner dünkelhaften Verblendung nicht sehen wird."

Nachdem die Wittwe des Commerzienraths somit ihr Alleingespräch beendet, warf sie noch einen verächtlichen Blick auf den Todten, ergriff die Lampe und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Nach einiger Zeit hörte sie, wie Minettens Thür sich öffnete. Noch eine Viertelstunde verging, dann schlug die Domuhr mit schwer und langsam fallendem Hammer die Mitternachtsstunde und kaum war der letzte der dröhnenden Schläge verhallt, so naheten verstohlene Tritte. Die Thür öffnete sich leise und der Erwartete trat ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Musikalisch und nicht musikalisch.

Als Heinrich Hammermeister aus dem ruhigen, langen Schlafe erwachte, in welchen er, als wir ihn in dem Hause seines Freundes, des Landgeistlichen Karl Angermann, verließen, eben sank, war es schon seit länger als zwei Stunden heller lichter Tag.

Im Februar geht die Sonne bekanntlich ungefähr um sieben Uhr auf und es folgt hieraus, daß der Vormittag bei Hammermeister's Erwachen schon weit vorgerückt war.

Zu Hause pflegte Heinrich sich seinem Lager, wenn auch nicht seinem Bett, weit früher zu entreißen.

Sein Bett befand sich nämlich schon seit länger als zwei Jahren in den Händen der Pfandleiherin, die auch einen großen Theil seiner übrigen beweglichen Habe in einer Verwahrung hatte, deren Ende zur Zeit noch nicht abzusehen war.

Nur mit Noth und Mühe war es Charlotte

gelungen, ihr eigenes Bett und das ihres Kindes vor demselben Schicksal zu retten.

Hammermeister selbst dagegen campirte seit der eben angegebenen Zeit während der wenigen Nachtstunden, die er zu Hause zubrachte, auf einer in der leeren Bettstelle von ihm selbst bereiteten Schicht getrockneten Mooses und bediente sich dabei eines alten, zerrissenen Mantels als Deckbettes.

War es ihm daher schon am Abend vorher kein kleiner Genuß gewesen, sich in das Bett zu strecken, welches er in dem ihm angewiesenen Fremdenzimmer des Gasthofes zu Grünheim vorfand, so war das Gefühl, womit er von dem noch ungleich weicheren, schöneren und breiteren im Pfarrhause von Bleichfurt Besitz nahm, ein noch weit behaglicheres und wonnigeres.

„Du möchtest Deinen Freund wecken," sagte Louise zu ihrem Gatten, als sie ihrer Gewohnheit gemäß sich schon, ehe noch die siebente Morgenstunde geschlagen, zum Kaffee niedersetzten. „In Rom muß man es machen wie die Römer und auf dem Lande wie die Landleute, das heißt früh aufstehen."

„Na, laß ihn nur schlafen, bis er von selbst kommt," entgegnete Angermann. „Es geht ihm nicht wie mir, der ich mich nirgends wohler fühle, als daheim und bei Dir, Louise."

„Aber hat Dein Freund nicht auch seinen eigenen Heerd? Ist er nicht auch vermählt?“

„Ja, wohl hat er seinen eigenen Heerd und wohl ist er auch vermählt, dennoch aber scheint seine Häuslichkeit von der unseren sehr verschieden zu sein.“

„Wie so? Er ist wohl sehr arm? Wenigstens habe ich dies schon aus der ärmlichen Kleidung geschlossen, in welcher er bei der jetzt noch so rauhen Jahreszeit sich auf eine so weite Fußwanderung gemacht hat.“

„Ja, liebe Louise, das Glück ist ihm, wie er mir selbst mitgetheilt, nicht sehr hold gewesen. Obschon von Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet und obschon ihm das Lernen sehr leicht, viel leichter als z. B. mir, geworden, hat er es dennoch nicht verstanden, sich und den Seinigen mit dem, was er gelernt, ein sorgenfreies Leben zu bereiten.“

„Abgesehen aber von seiner Kleidung sieht er nicht aus, als ob er Mangel litte.“

„Das wird er für seine Person auch nicht. Er wird schon, wenn auch vielleicht dann und wann auf Credit, seinen Hunger und Durst zu befriedigen wissen. Wie es aber mittlerweile daheim mit Frau und Kind stehen mag, das kann man sich unter solchen Umständen leicht denken.“

„Die arme Frau! Das arme Kind!“ seufzte

Louise. „Wie ungerecht scheint doch das Schicksal zu sein! Wie glücklich wären wir, wenn wir ein Kind hätten und wie reichlich würde bei uns für alle Bedürfnisse eines solchen kleinen Wesens gesorgt sein, während es dort vielleicht aus Mangel am Nothwendigsten verkümmert und von seinen armen Eltern als eine Last betrachtet wird!"

„Wir sollen nicht murren!" sagte der junge Geistliche, indem er seiner Gattin die Hand drückte. „Nach menschlicher Berechnung liegt noch eine lange Zukunft vor uns, wir sind kaum erst in die Blüthe des Lebens eingetreten und so manche Hoffnung, die der Mensch in seiner Ungeduld so leicht aufgiebt, kann der Verwirklichung noch entgegenreisen."

Karl Angermann sprach diese Worte mit der Zuversicht, von welcher ein Mensch beseelt ist, dem alle bange, schwarze Ahnungen fern liegen.

„Nun gut" hob nach einer kleinen Pause Louise wieder an, indem sie auf den ursprünglichen Gegenstand des Gesprächs zurückkam, „so wollen wir denn Deinen Freund schlafen lassen so lange er Lust hat. Freilich," setzte sie hinzu, „wenn Ihr noch Euren beabsichtigten Ausflug nach der alten Ruine unternehmen wollt, so dürft Ihr Euch nicht zu spät auf den Weg machen."

Angermann warf einen Blick durch das Fenster nach dem trüben Morgenhorizont und sagte:

„Das Wetter scheint heute nicht besser zu werden als es gestern war, und wenn es wieder so naß und kalt ist, so muß ich gestehen, daß ich für meine Person auf diese Partie am liebsten verzichte.“

„Aber brachtest Du sie nicht selbst in Vorschlag?“

„Ja, das ist wohl wahr, ich setzte aber ausdrücklich dabei voraus, daß das Wetter heute besser sei.“

„Vielleicht macht es sich morgen und dann könnte ich auch mitgehen.“

„Da hast Du Recht,“ rief der junge Geistliche. „Das ist eine gute Idee!“

Im Grunde genommen war das Wetter auch heute schon, wiewohl nicht gerade schön, doch nicht so unfreundlich, daß nicht zwei junge, rüstige Männer wie Angermann und Hammermeister eine solche Tour, wie die von Ersterem vorgeschlagene, hätten unternehmen können, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit befürchten zu müssen.

Der Gedanke aber, sich, wenn auch nur für einige Stunden, von Louise trennen und sie allein lassen zu sollen, war für ihren Gatten bei ihrem so ununterbrochenen, einsamen Zusammenleben ein so ungewohnter, daß er den Vorschlag, nachdem er den-

selben gemacht, schon auch wieder bereuet hatte, besonders da Louise sofort erklärte, daß der Sonnabend für sie zu reich an Beschäftigung sei, als daß sie denselben, wenn auch nur theilweise, zu ihrem Vergnügen verwenden könne.

Als er jetzt dagegen Louise das Project in der angegebenen Weise modificiren hörte, wendete er sich demselben in dieser neuen Gestalt sofort mit Eifer wieder zu und fuhr, nachdem er seine Zustimmung dazu kurz zu erkennen gegeben, fort:

„Ja, um zehn Uhr ist meine Kirche aus, außergewöhnliche kirchliche Handlungen stehen, soviel ich bis jetzt weiß, nicht bevor und die Nachmittagsbetstunde kann der Schulmeister, wie er ja schon oft gethan, einmal allein halten."

„Du wirst ihm nur einen Gefallen damit thun," bemerkte Louise lächelnd; „er bildet sich allemal nicht wenig darauf ein, wenn er an Deiner Stelle fungiren kann."

„Na, dann soll er morgen einmal dieses Vergnügen genießen," sagte Angermann und fuhr dann fort, mit seiner jugendlichen Gattin das weiter Erforderliche über die kleine Expedition zu besprechen, die einmal einige Abwechselung in das süße Einerlei ihrer bescheiden-glücklichen Existenz bringen sollte.

Dann zog er sich, wie er in der Regel des Vormittags zu thun pflegte, in sein Studirzimmer zurück, während Louise ihren, wie wir wissen, an diesem Tage besonders dringenden häuslichen Geschäften nachging.

Als Hammermeister endlich erwachte, streckte er sich noch wohl eine Stunde, ohne zu schlafen, in den weichen, warmen Daunenwogen hin und her, bis er sich mit Gewalt denselben entriß.

Als er seinen Freund in dessen Studirzimmer aufsuchte, um ihm guten Morgen zu wünschen, erfuhr er, welche Abänderung in Bezug auf den projectirten Ausflug verabredet worden.

Natürlich erklärte er sich sofort damit einverstanden.

Ihm konnte es nur erwünscht sein, wenn er auf diese Weise einen Vorwand erhielt, noch einen Tag länger in dem traulichen Pfarrhause und in der bezaubernden Nähe Louisens zu verweilen.

Für heute war dieser letztere Genuß ihm freilich — wenigstens während des eigentlichen Tages — sehr knapp zugemessen.

Louise erschien blos, sobald sie bemerkte, daß ihr Gast sein Schlafgemach verlassen hatte, um ihm seinen Morgenkaffee zu bringen und einige freundliche Worte mit ihm zu wechseln.

Dann entfernte sie sich schleunigst wieder, um gemeinschaftlich mit ihren handfesten Mägden in dem hauswirthschaftlichen Samstagswerk weiter fortzufahren.

Erst am Abend, nachdem Angermann und Hammermeister den ganzen Nachmittag auf sich allein angewiesen gewesen waren und sich die Zeit durch Reminiscenzen aus ihren Studentenjahren und, nachdem sie sich müde geplaudert, durch einige Partien Schach nach Möglichkeit zu kürzen gesucht hatten, kam durch Louisens Erscheinen wieder ein neues belebendes Element in die Unterhaltung.

Nach dem eben so einfachen als trefflich mundenden Abendessen begannen wieder die musikalischen Productionen.

Der junge Geistliche, welcher abermals das diesesmal in seinem Beifall buchstäblich einstimmige Publikum repräsentirte, konnte sich, als er so seinen Freund und seine Gattin harmonisch zusammenwirken sah und hörte, nicht des Gedankens erwehren, daß es vielleicht gut sei, wenn der Besuch des Ersteren ein baldiges Ende erreiche.

Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß auch nur der leiseste Argwohn gegen Louise sich in ihm geregt hätte, oder daß auch nur der entfernteste Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue gegen ihn in ihm aufgestiegen wäre.

Er wußte aber, wie gefährlich ein solches Gesangstalent, wie Hammermeister besaß, für Herz und Gemüth einer Frau sein mußte, die mit allen Reizen der Jugend und Schönheit begabt, selbst recht wohl im Stande gewesen wäre, eine Zierde der Bühne oder des Concertsaals zu werden, wenn sie es nicht vorgezogen hätte, an der Seite eines geliebten Mannes in ruhiger, stiller, von der Welt zurückgezogener Häuslichkeit das Glück zu genießen, welches selbst der Beifallsjubel der entzückten Menge und der reichlichste Ehrensold, womit die gefeierte Künstlerin überschüttet wird, nicht gewähren können.

Schon oft hatte er es schmerzlich empfunden, daß ihm selbst von der Natur eine nur höchst unbedeutende musikalische Begabung verliehen war.

Er hatte sich, wie schon früher erwähnt worden, alle mögliche Mühe gegeben, im Pianospiel und im Gesang einige Fertigkeit zu erlangen.

Selbst aber im erstern, wo auch bei Mangel an feinerem musikalischen Gehör und Gefühl doch durch fleißig fortgesetzte Fingerübungen ein nicht unbedeutender Grad von Leistungsfähigkeit erlangt werden kann, hatte er es nicht weit zu bringen vermocht.

Ehe er Louise kennen gelernt, hatte er mit der in der Brust jedes Menschen wohnenden Eigenliebe, die so leicht in Selbstüberschätzung ausartet, geglaubt,

die Fertigkeit, die er sich angeeignet, sei, was man eine „ganz anständige“ zu nennen pflegt.

Als er aber sie, die er jetzt die Seine nannte, zum ersten Male ihre an das Virtuosenhafte streifende Kunst entwickeln sah und hörte, als ihre zarten Hände bald in schaumperlenden Läufern und Trillern und leise verhallendem Piano, bald in wuchtigen Accorden und enggeschlossenem Octavendonner sich ergingen, da strich er im Stillen scheu die Segel und nahm sich fest vor, das Ohr einer solchen Künstlerin durch seine Stümperei nie zu beleidigen.

Mit dem Gesang war er noch schlimmer daran, denn in dieser Kunst kann von dem, welchem die Natur das erste Erforderniß hierzu, die Stimme, versagt hat, auch nicht die niedrigste Sprosse der Leistungsfähigkeit erklommen werden.

Louise wußte, daß er es seinerseits nicht an Anstrengungen hatte fehlen lassen, um das Ziel, nach welchem er in dieser Richtung strebte, zu erreichen.

Freundlich erbot sie sich daher, den geliebten Mann, der in jeder andern Beziehung ihren Gefühlen, Wünschen und Geschmacksrichtungen so vollkommen entsprach, in die Schule zu nehmen und die viele freie Zeit, die ihnen voraussichtlich, wenigstens während der ersten Zeit ihres Ehestands, vergönnt sein mußte, darauf zu verwenden.

Sie hoffte damit, seinen eigenen Wünschen entgegenzukommen, hauptsächlich aber auch, sich an ihm einen Kunstmitjünger zu erziehen, der den Genuß, welchen die Musik bietet, durch, wenn auch nicht ganz ebenbürtige, Mitwirkung zu einem gegenseitigen und folglich doppelten machen könnte.

Als er aber im Bewußtsein seiner fast auf Null stehenden Begabung sich entschieden weigerte, von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, und erklärte, er werde seiner Verlobten und künftigen Gattin nur zwecklose Qual und Mühe verursachen, da drang sie auch nicht weiter in ihn, sondern begnügte sich mit dem, was sie allein leistete.

Es war daher ganz natürlich, daß sie jetzt, wo der Zufall ihr auf einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Kunstgenossen zuführte, der eben so wie sie in der Sphäre, in welcher sich Beide als Dilettanten bewegten, recht wohl sich zur Meisterschaft vom Fach hätte emporarbeiten können, diese kurze Zeit so viel als möglich benutzte, um die von ihr leidenschaftlich geliebte Musik in einer Weise zur Geltung zu bringen, welche ihr hier in ihrer Einsamkeit noch nie möglich gewesen und vielleicht auch nie wieder möglich ward.

Hammermeister seinerseits ergriff ebenfalls mit

der leidenschaftlichen Hast, die sein ganzes Thun und Wesen kennzeichnete, die ihm hier gebotene Gelegenheit, wieder einmal mit Talenten und Fertigkeiten zu brilliren, die er daheim in Folge seiner unglücklichen bedrängten Lage während der letzten Zeit genöthigt gewesen war, gänzlich brach liegen zu lassen.

Das elegante Piano, welches er bei seiner Verheirathung aus einem Magazin entnommen, war von dem Eigenthümer, der dafür nie einen Pfennig Anzahlung oder Miethe zu sehen bekommen, längst wieder abgeholt worden.

Das „elfenbeinerne Lächeln" eines solchen Instruments würde ohnehin in der armseligen Umgebung, worin es sich jetzt in der dumpfen, niedrigen Wohnung des armen Notars befunden hätte, auch nur dem höhnischen Grinsen eines schadenfrohen Dämons geglichen haben.

Und wie hätte Hammermeister trotz seines Leichtsinns sich überwinden können, seine Stimme zum von muntern Accorden begleiteten Gesange zu erheben, während er nicht wußte, wofür den nächsten Tag Brod für ihn selbst und die Seinigen herkommen sollte, deren trübe, hohle Blicke ihn vorwurfsvoll a nstarrten?

Darum that er sich jetzt ein Gütliches. Jeder Gedanke an Weib und Kind war für den Augenblick

fern von ihm, Louisens freudige, dankbare Blicke spornten ihn an, sein Bestes zu leisten, und er ließ die melodischen Töne seiner Brust mit demselben Wonnegefühl entquellen, wie die Nachtigall, welche, langen Gefangenschaft in enger, dumpfiger Finsterniß entronnen, zum ersten Male wieder in ihrem Element schwelgend ihr Lied unter lauschenden Baumgipfeln zum blauen Morgenhimmel emporsteigen läßt.

Dies alles gewahrte der junge Landgeistliche recht wohl. Er hörte den Productionen, die ihm nach der Reihe geboten wurden, nicht mehr wie gestern Abend mit ganzer Seele, sondern mit nur getheilter Aufmerksamkeit zu, und dachte mit Befriedigung daran, daß sein Freund morgen sich wahrscheinlich zeitig, von dem Besuche der alten Ruine ermüdet, zur Ruhe begeben würde, um den nächstfolgenden Tag mit dem frühen Morgen nach Waldenburg zurückzukehren.

Sechstes Kapitel.

Eine überraschende Nachricht.

„Na, da schlag Einer ein Rad!“ rief der alte Uhrmacher Martin Schüßler, als er am Sonntag Morgen, gerade so wie wir ihn das erste Mal gesehen, mit seiner Nichte Justine beim Morgenkaffee saß.

Als eifriger Leser war er nicht blos bei dem Colporteur der Leihbibliothek, die ihn mit Romanen versorgte, sondern auch auf mehrere Zeitungen abonnirt, um sich immer au courant der Politik zu erhalten.

Wer dergleichen Blätter ganz frisch von der Post bezieht, muß natürlich mehr bezahlen als wer sie erst später, vielleicht gar am zweiten und dritten Tage zum Lesen erhält.

Dieser Unterschied war in Grünheim so bedeutend, daß man, während man im erstern Falle beispielsweise einen Thaler vierteljährlich bezahlte, im letztern mit nur wenigen Groschen wegkam.

Ein Leser, wie unser Freund Schüßler, dem es nicht sowohl darauf ankam, wie bald er seine Lectüre erhielt, sondern mehr darauf, daß sie ihm möglichst massenhaft zu Gebote stünde, schlug natürlich den letztern Weg ein.

Unter den Zeitungen, welche ihm so unentbehrlich waren wie das tägliche Brod, befand sich auch der Waldenburger Anzeiger, ein großes Blatt, welches sich aber mit eigentlicher Politik nur nebenbei beschäftigte.

Er theilte davon im Wesentlichen nur Thatsachen mit und gestattete auch diesen nur so viel Raum, als die Gegenstände, welche den Hauptinhalt bildeten, dazu übrig ließen.

Dieser Hauptinhalt bestand in Mittheilungen über städtische Angelegenheiten, wie Verhandlungen zwischen Magistrat und Gemeindevertretern, Rügen öffentlicher Uebelstände, Vorschlägen zu allerhand einzuführenden Verbesserungen und Communalwesen und dergleichen mehr.

Ein zweiter Theil des Hauptinhalts waren die Localnachrichten oder Stadtneuigkeiten.

Diese möglichst vollständig und ausführlich zu bringen, ließ die Redaction des Blattes sich ganz besonders angelegen sein.

Eben so wie die „Times“ und andere große eng-

lische Zeitungen ihre Mitarbeiter nach allen Punkten, wo „etwas los" ist, entsenden, um ihren Lesern möglichst genaue und authentische Berichte „by our own Correspondent" auftischen zu können, eben so besoldete die Redaction des Waldenburger Anzeigers einen alten verbummelten Theologen dafür, daß er sich den ganzen geschlagenen Tag in der weitläufigen volkreichen Stadt umhertrieb, um auf der Straße, in Wirthshäusern, Cafés und andern dergleichen öffentlichen Localitäten Alles aufzuschnappen, was die Leser des Blattes, für welches er engagirt war, mehr oder weniger interessiren konnte.

Jedesmal, wo er etwas ergattert, begab er sich, da nöthig, zum Beispiel, wenn der Schluß des Blattes nahe bevorstand, per Droschke in das Redactionsbureau, um hier die erbeutete Neuigkeit zu Papier zu bringen und an den Redacteur abzugeben.

Dann kehrte er unverweilt wieder auf den bunten Schauplatz seiner Thätigkeit zurück, denn einen eigentlichen Feierabend gab es für ihn erst dann, wenn er sich müde und matt von immerwährendem Laufen, Horchen und Spioniren oft erst spät des Nachts in sein Bett legte.

Gerade so schwärmt die fleißige, ewig geschäftige Biene auf Feldern und Fluren umher, sammelt den Blüthenstaub und fliegt, sobald sie volle Ladung hat,

nach ihrem Stock zurück, um hier ihre „Höschen“ abzustreifen und dann wieder auf neues Sammeln auszugehen, bis der Abend sich herabsenkt und ihre Thätigkeit auf einige Stunden unterbricht.

Den dritten Theil des berühmten Blattes, von welchem wir hier sprechen, und zwar zugleich den einträglichsten, bildeten die zahlreichen Inserate, die bei dem regen Geschäftsleben einer so bedeutenden Handels- und Verkehrsstadt wie Waldenburg ist, täglich mehrere große enggedruckte Folioseiten füllten.

Martin Schüßler kam nur sehr selten nach Waldenburg, seit längeren Jahren war er gar nicht dort gewesen, gleichwohl aber las er den Anzeiger stets mit großer Aufmerksamkeit.

Waldenburg war einmal die nächste große Stadt, welche man von Grünheim aus erreichen konnte; viele Bewohner des letztern Orts waren regelmäßig allwöchentlich ein- oder mehrmal dort, um Geschäfte zu besorgen, und es ward deshalb Alles, was in der großen Stadt vorging, in der kleinen mit ungewöhnlichem Interesse besprochen.

Um nun, wenn er Abends beim Glase Bier saß und das Gespräch auf Waldenburger Angelegenheiten oder Vorgänge kam, auch sein gediegenes Wort mit dreingeben zu können, mußte Martin Schüßler, da er diese Vorgänge und Angelegenheiten nicht aus

14*

eigener Anschauung kannte, sich nothwendig durch Lectüre zu diesen Discussionen befähigen und darauf vorbereiten.

Gewöhnlich that er dies des Morgens früh beim Kaffeetrinken, denn Justine brachte, wenn sie die Frühstückssemmeln holte, den Anzeiger regelmäßig gleich von dem Bäcker mit, der auch zu der Zahl der Leser des genannten Blattes gehörte.

Die Localnachrichten waren an Wochentagen das Erste, was Schüßler überflog, um später nach Tische oder nach dem Feierabend die Lectüre mit der anderer Blätter nochmals und gründlicher aufzunehmen.

Sonntags jedoch, wo der alte Uhrmacher sich nach dem Kaffee — ausgenommen, wenn ein unaufschiebbares Stück Arbeit vorlag — nicht an seinen Werktisch setzte, sondern gemächlich herumbummelte, bis er sich zur Kirche ankleidete, las er, und zwar ernst und bedächtig, auch den ersten Theil des Blattes mit.

Auf diese Weise kam es, daß Justine schon im Begriff stand, sich vom Kaffeetisch zu erheben und ihren Onkel allein daran sitzen zu lassen, als Letzterer, der eben jetzt erst bei den „Localnachrichten" angelangt war, gleich nachdem er die erste gelesen, das Blatt aus der Hand fallen ließ, mit der Faust auf

den Tisch schlug, daß Kanne, Tassen und Zuckerdose klirrend emporhüpften, und mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung ausrief:

„Na, da schlag' Einer ein Rad!"

„Was ist denn passirt? Was giebt es?" fragte Justine.

Sie war schon im Begriff gewesen, das Geschirr abzuräumen, setzte sich aber, durch den Ausruf ihres Onkels bewogen, halb vor Schrecken, halb vor Neugier wieder fest.

„Da, lies selbst!" sagte Martin Schüßler indem er das fallengelassene Blatt wieder ergriff und seiner Nichte über den Tisch hinüberreichte.

Justine nahm es zwar in ihre vor Aufregung zitternden Hände, war aber nicht im Stande, es lange zu halten. Die Buchstaben rannten wie ein Haufen geschreckter Ameisen durch einander und sie gab es, nachdem sie wiederholt, obschon vergeblich, ihre Augen darauf geheftet, an ihren Onkel zurück.

„Lies es mir vor, bitte," sagte sie.

„Aus Euch Weibsleuten werden doch im Leben keine Philosophen," entgegnete der alte Uhrmacher mit einem gewissen Stolz. „Du weißt noch gar nicht, worin die Nachricht, die mich so überrascht, besteht und bist gleichwohl schon ganz aus dem Häuschen,

während ich, der ich sie kenne, mich nun schon wieder vollkommen gefaßt habe."

Und um seiner Nichte gleichsam einen unwiderleglichen Beweis von der Geistesgegenwart, deren er sich soeben gerühmt, zu geben, ergriff er das Blatt und sagte:

„Nun so paß auf und höre, aber mit beiden Ohren."

Dann las er:

„Gestern Abend starb, nachdem er, ohne eigentlich bettlägerig gewesen zu sein, schon seit beinahe einem Jahre gekränkelt, einer unserer hervorragendsten Mitbürger, der Banquier Commerzienrath Adrian Schüßler, in Firma Adrian Schüßler & Comp., schon seit langen Jahren aber alleiniger Inhaber des Geschäfts, welches er erst vor drei Monaten an den Nachfolger verkauft, welcher es unter der zeitherigen, man möchte fast sagen weltbekannten, Firma fortführt.

„Der Verewigte, der sich aus armem, mittellosem Stande durch Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit zum reichen, angesehenen Manne emporgearbeitet, hinterläßt keine Nachkommen und seine Erbin ist daher seine noch jugendliche Gattin, mit welcher er sich erst vor etwa drei Jahren vermählt, obschon ein anscheinend aus guter Quelle stammendes Gerücht be-

hauptet, er habe in seinem Testament einen bedeutenden ja sogar den größten Theil seines, beiläufig auf eine halbe Million zu schätzenden, Vermögens seinem einzigen, ebenfalls schon bejahrten Bruder vermacht, der in einem nicht weit von hier entfernten Landstädtchen in ziemlich beschränkten Verhältnissen leben soll.“

Nachdem Martin Schüßler diesen für ihn so inhaltschweren Aufsatz vorgelesen, legte er das Blatt mit ruhiger Miene wieder vor sich auf den Tisch, sah seine Nichte an und sagte:

„Nun, Justine, wie gefällt Dir das? Was meinst Du dazu?“

Hatte Justine schon bei den ersten Zeilen des auf diese Weise zu ihrer Kenntniß gebrachten Aufsatzes vor Verwunderung, wie man im gemeinen Leben sagt, Mund und Nase aufgerissen, so ward sie durch den Schluß geradezu sprachlos gemacht.

Wenn die in den vorgelesenen Worten ihrem Onkel eröffnete Aussicht, seinen Bruder mit zu beerben, sich auch auf ein nur ganz bescheidenes Maß reducirte und das ihm ausgesetzte Legat vielleicht nur wenige tausend Thaler betrug, so war schon dies für die Verhältnisse, in welchen er mit seiner Nichte zusammenlebte, etwas Ungeheures.

Während sie bis jetzt seit so langen Jahren ge-

wohnt gewesen, „aus der Hand in den Mund" zu leben, und während Beide nie im Entferntesten auch nur daran gedacht, daß dies jemals anders werden könne, sollte nun plötzlich noch am Abend ihres Lebens eine glückliche Veränderung eintreten, die sie der Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft überhob und es ihnen möglich machte, nachdem sie ihr ganzes Leben in angestrengter Thätigkeit zugebracht, nun auch noch die Freuden des Nichtsthuns kennen zu lernen!

Wenn nun aber vollends das Gerücht, von welchem in dem Blatte gesagt ward, daß es aus guter Quelle stamme, das Gerücht, welchem zufolge Martin Schüßler nicht blos der Erbe von einigen, sondern vielmehr von vielen, ja vielleicht von hundert Tausenden werden sollte, was um Gotteswillen sollte dann werden?

Als dieser letzte Gedanke das Hirn der armen Justine durchwühlte, ward es ihr, als müßte sie vergehen, und sie lehnte sich, die Augen schließend, in ihrem Stuhl zurück, während ihre spitzige Nase kreideweiß ward.

„Na, Justine," sagte der alte Uhrmacher, „spiele nur auf Deine alten Tage keine Komödie; dazu bist Du zu ungeschickt und zu vernünftig."

„Aber, Onkel —"

Indem Justine diese Worte stammelte, versuchte sie dem Beispiele, welches ihr ihr alter Verwandter gab, zu folgen und eben so standhaft zu sein wie er.

Dies gelang ihr aber nicht.

Es kam ihr, als sie die Augen aufschlug und einen Blick um sich zu werfen suchte, vor, als wären die früher einfach blaugetünchten, jetzt ziemlich verrußten Wände des alten traulichen Zimmers mit blankem Goldlack überstrichen; die trüben Fensterscheiben waren durch Spiegelglas ersetzt und statt der schlichten Gardinen von ordinärem Mull rauschten schwere Draperien von dunkelrothem Sammet mit goldenen Fransen herab.

Ein solcher Anblick war für Justinens alte Augen zu blendend und sie schloß dieselben wieder, obschon das Kreideweiß ihrer Nase allmählich in ein liebliches mattes Rosa überging.

Diese letztere Erscheinung beruhigte den alten Uhrmacher über den Zustand seiner Nichte, der ihm anfangs doch einige Befürchtungen eingeflößt, wieder vollständig.

Er glaubte sogar nun, daß er sich nicht zu scheuen brauche, eine kleine Parforcekur in Anwendung zu bringen, um dieser ihn störenden Komödie, wie er es nannte, von seiten Justinens ein Ende zu machen. Er erhob sich deshalb von seinem Stuhle,

ging um den Tisch herum, faßte Justine an beiden Schultern und schüttelte sie so nachdrücklich, daß der falsche Zopf, den sie schon zur Kirchenparade mit geschickter Hand unter dem nur noch spärlichen, ächten Haar auf ihrem ehrwürdigen Haupte befestigt, losschnellte, herunterfiel und wie ein todter Fisch auf dem trockenen Sand des alten Fußteppichs liegen blieb.

Dieses kleine Mißgeschick trug mehr als irgend etwas Anderes dazu bei, Justinens Visionen und Hallucinationen zu verscheuchen.

Sie riß sofort die Augen weit auf und das Zimmer erschien ihr auf einmal wieder ganz so, wie es seit langen Jahren gewesen.

Rasch fuhr sie sich dann mit der Hand nach dem Kopfe und rief, indem sie sich von dem Verlust ihres geborgten Hauptschmuckes überzeugte:

„Was ist das für Unsinn, Onkel! Wo ist mein Zopf?"

„Beruhige Dich, liebe Justine," entgegnete der alte Uhrmacher lachend; „er liegt noch innerhalb der Grenzen des deutschen Vaterlandes."

Indem er dies sagte, ergriff er einen auf dem Tische stehenden leeren Teller, bückte sich, hob den Zopf auf, legte ihn auf den Teller und überreichte ihn seiner Nichte mit einer ironisch-ritterlichen Grazie,

die jeden Zuschauer unwiderstehlich zum Gelächter gereizt haben würde.

Selbst Justine konnte sich trotz dem abnormen Zustande, in welchem ihre Gefühle sich befanden, diesem komischen Eindruck nicht ganz verschließen.

Sie lächelte, nahm den Zopf vom Teller und sagte:

„Du bist und bleibst ein Läppsch, Onkel, und wenn Du hundert Jahre alt würdest.“

Der von Justine gebrauchte Ausdruck war eigentlich nicht von der Art, daß er im Munde einer Nichte dem Onkel gegenüber statthaft gewesen wäre.

Wir wissen aber, daß dieser Verwandtschaftsgrad hier in zwei Exemplaren repräsentirt ward, welche in Bezug auf die Stufe der Lebensjahre füglich für Bruder und Schwester gelten konnten.

Hierzu kam, daß Martin Schüßler sich durch ähnliche Possen, wie die, welche wir soeben mit angesehen, seines Rechts auf Respect und Gehorsam schon längst, wenigstens zum Theil, begeben hatte.

Er nahm daher das ihm ertheilte Prädikat, welches bekanntlich mit „Hanswurst“, „Possenreißer“ und dergleichen auf einer Linie steht, weiter nicht übel, ebenso wie er es schon verschiedene Male nicht übel genommen hatte, obschon er in der Regel nicht

vergaß, sich bei der kecken Nichte dafür gelegentlich abzufinden.

Heute aber lag ihm der Gedanke selbst an späte, gelegentliche Rache fern.

Wie hätte er wegen einer unehrerbietigen Aeußerung, die er ja selbst erst hervorgerufen, an einem Tage zürnen können, wo ihm soeben die Morgenröthe einer schönern Zukunft aufgegangen war?

Freilich konnte er von seinem Standpunkt aus noch nicht bemessen, ob diese scheinbare Morgenröthe eine wirkliche Vorläuferin des Sonnenaufgangs sei, oder ob sie sich als ein trügerisches Phantom erweisen und ebenso rasch, wie sie aufgetaucht, wieder verschwinden würde.

Aber auch die Hoffnung ist schön und wenn man auch nicht die Gewißheit hat, daß die Erwartungen, die man hegt, sich vollständig verwirklichen, so ist man doch in solchen Augenblicken weit mehr als sonst geneigt, Nachsicht gegen Andere zu üben und sich seiner freudigen Erregung hinzugeben.

Dies war auch mit Martin Schüßler, seiner Nichte gegenüber, der Fall.

„Na, nur nicht zu vorlaut!“ sagte er lachend. „Was meinst Du zu der großen Neuigkeit, die ich Dir da vorgelesen habe?“

„Ach, Onkel,“ sagte Justine, „wenn das wahr

wäre! Welch' ein Glück für uns auf unsere alten Tage!"

Indem sie dies sagte, erhob sie sich, um den losgegangenen Zopf vor dem Spiegel wieder an dem geeigneten Platze zu befestigen.

Die Eitelkeit der Frauen verleugnet sich in keiner Lage des menschlichen Lebens, in der traurigsten ebensowenig, wie in der freudigsten, und wenn plötzlich die Posaunen des jüngsten Tages ertönten, würde eine jede rasch ihre Toillette mustern, um sich zu überzeugen, ob sie auch in dieser Beziehung würdig sei, vor den Schranken des Weltgerichts zu erscheinen.

„Ach, mein Himmel!" sagte Justine, nachdem sie drei oder vier Mal vergeblich versucht hatte, mit einer Verrichtung zu Stande zu kommen, die sie doch schon so viele hundert Mal bewirkt; „ich kann noch immer kein Glied still halten!"

Und indem sie dies sagte, sank sie verzweiflungsvoll auf den in der Nähe des Spiegels stehenden Stuhl und hielt den falschen Zopf zwischen den ihrem Willen noch nicht wieder fügsam gewordenen Händen.

„Du bist eine Närrin, Justine," sagte Martin Schüßler.

Er betrachtete dabei seine Nichte mit dem stolzmitleidigen Lächeln, womit der Mann von Charakter und Grundsätzen auf schwache Menschenkinder herab-

sieht, die sich von äußeren Eindrücken hin und her bewegen lassen, wie haltlose Binsen vom Wind.

Mit Selbstgefühl setzte er dann hinzu:

„Ich bin für die Hoffnung, welche diese Nachricht nothwendig anregen muß, ebenso empfänglich als Du, aber von kein Glied stillhalten können, davon ist bei mir keine Rede."

„Das weißt Du vielleicht selbst nicht, Onkel."

„Wie so?"

„Nun, ich meine, wenn jetzt Jemand hereinkäme und von Dir eine Reparatur an seiner Uhr verlangte, so würdest Du dazu ebensowenig fähig sein, als ich jetzt im Stande bin, meinen Zopf festzustecken."

„O, das wäre nicht gut!" rief Martin Schüßler mit stolzem Selbstvertrauen, „und wäre die Reparatur eine noch so feine und schwierige, so würde —"

Er konnte nicht ausreden, denn in diesem Augenblick ward zu seiner und Justinens abermaliger Ueberraschung an die Thür gepocht.

Siebenzehntes Kapitel.

Das zerbrochene Uhrglas.

Der alte Uhrmacher und seine Nichte hatten in ihrer Aufregung, welche sie Alles, was nicht sie selbst oder ihre unmittelbare Umgebung betraf, vergessen ließ, nicht bemerkt, daß, ebenso wie vor zwei Tagen, auch heute ein Fremder unter dem Thorweg des auf der andern Seite des Marktes liegenden Gasthofes stand und sein Augenmerk auf die Fenster zu richten schien, an deren einem die dahinter hängenden Taschenuhren das Gewerbe dessen verkündeten, der in dem Erdgeschoß dieses Hauses seinen Wohnsitz hatte.

Der Fremde war ebenso wie jener erste, welcher sich, wie wir wissen, als der Notar und Advokat Heinrich Hammermeister entpuppte, ein stattlicher, großer Mann und ungefähr von gleichem Alter.

Dennoch waltete in seiner äußeren Erscheinung im Gegensatz zu der des Genannten ein großer Unterschied ob.

Wir haben gesehen, daß Heinrich Hammermeister trotz der rauhen, naßkalten Witterung nur leicht bekleidet war und daß er überhaupt den Eindruck eines Mannes von beschränkten Mitteln machte.

Der Fremde dagegen, welcher an diesem Sonntagmorgen unter der Thür des einzigen Gasthauses von Grünheim stand und seine Blicke mit spöttischem Ausdruck über den einsamen, kleinen Hauptplatz des bescheidenen Landstädtchens schweifen ließ, schien einer Classe anzugehören, welche von der Armuth durch eine weite Kluft getrennt ist.

Er trug einen feinen schwarzen Anzug und darüber einen gewaltigen, langen Ueberrock, dessen Stoff von der Art war, daß die wehende, rauhe Luft nicht so leicht hätte durchdringen können, auch wenn er nicht noch inwendig mit einer starken Schicht Watte und festem, seidenem, schön und regelmäßig gestepptem Futter ausgestattet gewesen wäre.

Auf dem Kopfe trug der Fremde eine feine runde Pelzmütze ohne Schirm, so wie man zuweilen bei Rittergutsbesitzern und Oekonomen sieht, welche, der Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit den Vorzug gebend, wenigstens im Winter den harten, kalten Cylinderhut lieber mit einer solchen, sich für die Jahreszeit besser eignenden, Kopfbedeckung vertauschen.

An den Füßen trug der Fremde sehr blanke Stiefel mit starken Doppelsohlen, die, wenn man die Farbe derselben hätte sehen können, verrathen haben würden, daß sie noch fast ganz neu waren und mit dem nassen und schmutzigen Erdboden nur erst sehr geringe Bekanntschaft gemacht haben konnten.

Auch die übrige Kleidung des Mannes sah wie völlig neu aus. Für älter, aber gut gehalten, konnte man sie nicht ansehen, denn in diesem Falle wäre sie nicht von so modernem Schnitt und so der neuesten Façon entsprechend gewesen, wie sie eben war.

Das Gesicht des Fremden stand mit seiner übrigen Erscheinung ein wenig in Widerspruch.

Während letztere auf Behäbigkeit und Wohlhabenheit, wo nicht Reichthum, schließen ließ, lag in den schwarzen Augen, die über der langgebogenen Nase und blassen, fahlen Wange unter dickbuschigen Brauen unstät hin- und herrollten, ein Ausdruck, den man sonst bei Leuten wohlhabenden Standes nur selten findet.

Weit eher und häufiger trifft man denselben bei Persönlichkeiten an, die nicht blos verzehrenden Leidenschaften huldigen, sondern auch mit Mangel und Entbehrung in dieser oder jener Gestalt zu kämpfen haben.

Daß von Letzterem aber bei dem Manne, mit

welchem wir es hier zu thun haben, keine Rede sein konnte, ging, abgesehen von seiner schönen Kleidung, noch fernerweit aus dem Umstand hervor, daß er, nachdem er eine Weile so dagestanden, die Hände aus den geräumigen Taschen seines Ueberrocks zog, sich des einen seiner braunen, starkledernen Handschuhe entledigte, den Rock aufknöpfte und aus der Tasche seiner dunkelfarbigen Plüschweste eine schöne goldene Uhr zog, die mittelst einer ebenfalls goldenen, starken Hakenkette an einem Knopfloche der Weste befestigt war.

In diesem Augenblick näherte sich der Wirth, der, vom Hofe hereinkommend, seinen Gast unter dem Thore stehen sah und es natürlich für seine Pflicht hielt, ihn mit einigen passenden oder unpassenden Worten zu begrüßen.

Der Fremde war gestern Abend erst spät mit einem Miethfuhrwerk angekommen, welches gleich, nachdem er ausgestiegen, ohne auszuspannen, oder zu füttern, wieder Kehrt gemacht und das Städtchen verlassen hatte.

Er hatte dann in ziemlich barschem Tone ein gutes Zimmer verlangt und sich trotz der schon vorgerückten Stunde ein warmes Abendessen bereiten lassen, wozu er eine Flasche von dem besten Wein getrunken, welchen der Keller des kleinen Gasthauses zu liefern vermochte.

Der Wirth wußte nicht recht, was er aus diesem Gast machen, oder wie er ihn classificiren sollte.

Jedenfalls hielt er es für gerathen, einem Gast, der so herrisch auftrat, aber dabei eine so gute Zeche machte, ein wenig, wie man zu sagen pflegt, „um den Bart herumzugehen."

Nachdem er ihm daher jetzt so höflich, als einem Manne, der mehr Landwirth als Hôtelier ist, möglich wird, guten Morgen gewünscht, sagte er, als er bemerkte, was der Fremde in den Händen hielt:

„Himmeldonnerwetter, haben Sie da eine schöne Uhr!"

„Ach ja," sagte der Fremde, nachdem er den Gruß des Wirths kurz und nachlässig erwidert, „der alte Klapperkasten ist nicht ganz schlecht."

„Das muß wirklich ein steinreicher Mann sein," dachte der Gastwirth bei sich selbst. „Schockschwerenoth, eine so schöne, goldene Uhr einen Klapperkasten zu nennen! Ich glaube, in ganz Grünheim hat Niemand eine solche."

Laut setzte er sodann hinzu:

„Diese Uhr ist nicht nur schön, sondern geht auch wahrscheinlich verflucht gut."

„Wenigstens besser als Eure elende Thurmuhr," entgegnete der Fremde mit einem verächtlichen Blick nach dem Zifferblatt, welches, von dem alten Thurm

der Stadtkirche herabschauend, mit seinen verwitterten Zahlen und geschwärzten Zeigern den Bewohnern von Grünheim die Norm für die Zeitmessung angab.

„Sie meinen unsere Thurmuhr ginge nicht richtig?“ sagte der Gastwirth, den die Bemerkung des Fremden ein wenig ärgerte. „Da müßte der Teufel drin sitzen.“

„Das ist wohl möglich; ein Astronom, der sich auf die richtige Zeit versteht oder ein geschickter Uhrmacher, der eine Uhr richtig zu stellen weiß, sitzt auf alle Fälle nicht drin.“

„Ei Himmelsackerment!“ rief der Gastwirth, bei welchem, obschon er ein grundguter Kerl war, fast das dritte Wort ein Fluch sein mußte, „wenn das unser alter Schüßler hörte!“

„Wer ist der alte Schüßler?“

„Unser Uhrmacher, ein armes, altes Luder, der auch die Rathhaus- und Thurmuhr mit besorgt.“

„Dann kann mir die Rathhaus- und Thurmuhr sehr leid thun. Wie ich sehe, ist es an letzterer schon halb, während es doch nach der richtigen Zeit erst drei Minuten über ein Viertel ist.“

Der Gastwirth wollte sich erlauben, einen kleinen Zweifel an den richtigen Gang der Uhr seines Gastes auszusprechen; dieser ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern wiederholte:

„Es ist drei Minuten über ein Viertel — da gebe ich auch keinen Point nach!“

Und als ob auf die Feststellung dieser angeblichen Differenz ungeheuer viel ankäme, schlug der Fremde, indem er die Uhr in der einen entblößten Hand hielt, mit der Andern noch beschuheten so nachdrücklich darauf, daß das Glas in mehrere Scherben sprang und klirrend auf das Steinpflaster der Hausflur herabfiel.

„Aber Himmelkreuzmohrenmordsackerment!“ schrie der Gastwirth erschrocken. „Was machen Sie denn da? Die schöne Uhr! das schöne Glas!“

„Na, das ist noch lange kein Unglück,“ entgegnete der Besitzer der beschädigten Uhr, indem er es dem höflichen Flucher überließ, die Scherben des Glases zusammenzusuchen. „Wenn jeder Schaden so leicht zu heilen wäre wie dieser, so wäre es gut. Wo wohnt der Kerl von Uhrmacher?“

„Gleich da drüben, mein verehrter Herr,“ sagte der Gastwirth und legte die aufgehobenen Glasscherscherben behutsam auf eine in der Nähe stehende Kiste. „Soll ich ihn vielleicht herüberholen lassen?“

„Nein, ich werde selbst gehen und ihm bei dieser Gelegenheit sein lüderliches Stellen der Thurmuhr gleich mit unter die Nase reiben.“

Und ohne weiter auf eine Bemerkung des Wirths

zu warten, schritt der Fremde, die Uhr in der Hand behaltend, über den Markt hinüber nach Schüßler's Wohnung.

Wir wissen, in welcher bei ihnen noch nicht dagewesenen Aufregung der alte Uhrmacher und seine Nichte sich gerade in diesem Augenblick befanden. Deshalb ist es uns sehr erklärlich, daß sie von der Annäherung des Fremden nicht eher etwas bemerkten, als bis derselbe an die Thür ihres Zimmers pochte.

„Herein!" rief Martin Schüßler, dessen Harthörigkeit wie auf einen Zauberschlag verschwunden zu sein schien.

Justine, die mit dem Wiederbefestigen ihres falschen Zopfes immer noch nicht zu Stande gekommen war, barg denselben rasch unter der Schürze und zog sich, weil sie sich auch übrigens noch nicht präsentabel gemacht, in ihr Schlafgemach zurück, dessen Thür aber sie, um hübsch Alles hören zu können, ein wenig offen ließ.

Der Fremde trat ein, wünschte guten Morgen und sagte:

„Ich habe mein Uhrglas zerbrochen. Kann ich vielleicht bei Ihnen ein neues eingesetzt bekommen?"

„Jawohl, mit dem größten Vergnügen," entgegnete der Uhrmacher, welcher nicht geglaubt hatte, daß die Ruhe, deren er sich gerühmt, so bald auf

die Probe gestellt werden würde. „Wollen Sie mir gefälligst Ihre Uhr geben und einstweilen Platz nehmen?“

Der Unbekannte machte den Haken der Uhrkette aus dem Knopfloch seiner Weste los, gab die Uhr hin und setzte sich dann auf den ihm präsentirten Stuhl.

Martin Schüßler öffnete den Kasten seines Werktisches, um ein passendes Glas herauszusuchen, und bemerkte dabei, daß seine Hände doch ein wenig zitterten.

Ja, er legte in seiner Zerstreutheit sogar das Packet, welches die richtige Nummer Uhrgläser enthielt, mehrmals wieder aus der Hand, ehe er sich ordentlich besann.

Er war froh, daß Justine ihm nicht zusah, und noch froher, daß die Reparatur blos im Einschrauben eines neuen Glases bestand. Wäre am Werke selbst etwas zu thun gewesen, so hätte er es für den Augenblick schwerlich zu Stande gebracht.

Der Fremde ließ, während Martin Schüßler auf diese Weise beschäftigt war, seinen Falkenblick im Zimmer umherschweifen, und als er dann auf dem dicht neben ihm stehenden Tisch die verhängnißvolle Nummer des Waldenburger Anzeigers liegen

sah, ergriff er dieselbe, wie um sich einstweilen die Zeit damit zu vertreiben.

Sein Auge fiel sogleich auf den kleinen Artikel über den Tod des reichen Banquiers, und er murmelte leise:

„Verdammt! Also weiß er es schon.“

„Sie sind wohl auf der Durchreise begriffen, mein Herr?“ fragte der Uhrmacher, als er endlich das passende Glas gefunden.

„Nein, das gerade nicht,“ entgegnete der Fremde. „Ich bin gestern Abend hier angekommen um wegen des Ankaufs eines Guts mit Jemandem heute hier eine Besprechung zu haben. Dieser Jemand ist aber noch nicht da und hatte mir allerdings auch geschrieben, daß er nicht genau bestimmen könne, ob er heute kommen würde oder morgen.“

„Nun, dann werden Sie jedenfalls nicht lange zu warten haben.“

„Das wohl, aber wie soll ich in diesem langweiligen Neste den Tag hinbringen.“

„Ja, das ist freilich eine schwer zu beantwortende Frage. Sind Sie vielleicht ein Freund von Lectüre?“

„Vom Bücherlesen, meinen Sei wohl? Nein, das hängt mir zum Hals heraus.“

„Dann wird Ihnen nichts weiter übrig bleiben,

als spazieren zu gehen," bemerkte der Uhrmacher. „Das Wetter scheint heute, nachdem es die ganze Woche schlecht gewesen, schön zu werden und unsere Umgegend ist gar nicht übel."

„Aber so allein herumzustrolchen ist auch ein trauriges Vergnügen," sagte der Fremde.

Martin Schüßler schwieg einige Sekunden, denn das Glas, welches seinen Fingern mehrmals entfallen war, schnappte eben in den Falz. Er wischte es dann sauber auf beiden Seiten ab, schloß die Uhr und gab sie an den Fremden zurück, indem er sagte:

„Wenn Ihnen mit meiner geringen Gesellschaft gedient wäre und Sie mich gleich nach Tische — so etwa halb Eins — abholen wollten, so würde ich es mir zum Vergnügen machen, Ihnen einige der schönstgelegenen Punkte unserer Landschaft zu zeigen."

„Dieses Anerbieten kommt mir sehr erwünscht," entgegnete der Fremde mit einer freundlichen Miene, durch welche gleichwohl sein stechender Blick nicht milder gemacht ward. „Ich halte Sie aber doch nicht von Etwas ab?" setzte er hinzu.

„Nein, durchaus nicht; grarbeitet wird Sonntags, wenn es nicht sein muß, bei mir nicht und wenn das Glück gut geht, so habe ich es künftig vielleicht auch an Wochentagen nicht mehr nöthig."

Der alte Uhrmacher bereuete fast diese vorlauten

Worte, die er gesprochen, denn er gab dadurch dem Fremden gewissermaßen das Recht, ihn zu fragen, worauf er diese angenehme Hoffnung gründe.

Der Unbekannte sagte jedoch seltsamerweise hierauf nichts, sondern fragte blos, was er für das Glas schuldig sei.

Martin Schüßler nannte den natürlich nur wenige Groschen ausmachenden Betrag.

Der Fremde zog eine wohlgefüllte Börse, die er mit einer gewissen Ostentation theilweise auf den Tisch ausschüttete, um unter Gold- und großen Silbermünzen hervor die von dem Uhrmacher geforderte Kleinigkeit zu suchen.

Dann warf er, nachdem er letztere dem Uhrmacher hingeschoben, das übrige Geld wieder in den grünseidenen Beutel, steckte denselben in die Tasche, erhob sich und sagte:

„Nun denn auf Wiedersehen. Punkt halb Eins hole ich Sie ab.“

„Ich werde mich bereit halten,“ antwortete Martin Schüßler und geleitete den Fremden höflich hinaus.

Als er wieder in's Zimmer trat, stand Justine in der Mitte desselben und sah durch das Fenster dem Fremden nach, welcher mit gravitätischen, langsamen Schritten wieder über den Markt hinüber in das Gasthaus zurückkehrte.

„Aber, Onkel," sagte sie, „wie kannst Du nur so leichtsinnig sein, Dich einem solchen unbekannten Menschen zum Begleiter und Führer anzubieten?"

„Warum soll ich denn das nicht?" entgegnete der harmlose Alte. „Wenn ich den Mann auch nicht kenne, so sehe ich ihm doch an, daß er einer ist, der jedenfalls mehr in die Milch zu brocken hat, als wir — wenigstens zur Zeit noch," setzte er an die in Aussicht stehende Erbschaft denkend hinzu.

„Aber sein Gesicht gefällt mir nicht."

„Das hast Du ja von Deinem Alkoven aus gar nicht sehen können."

„Oh, ich hab' es in dem Spiegel dort ganz genau gesehen und versichere Dir, daß es kein gutes ist. Meinetwegen aber mache, was Du willst, denn auf mich hörst Du doch nicht."

Und mit diesen Worten kehrte Justine, welche, während sie den Fremden beobachtet, zugleich den Zopf glücklich wieder befestigt, in ihr Schlafgemach zurück, um sich vollends zur Kirche fertig anzukleiden.

Achtzehntes Kapitel.

In der alten Ruine.

Die Sonntagsglocken läuteten fröhlich zur Kirche. Der Himmel war hell und heiter, wie er seit langer Zeit nicht gewesen, und nicht blos in Grünheim, sondern auch in dem etwa anderthalb Stunden davon entlegenen Dorfe Bleichfurt begaben sich die Bewohner zahlreich zum Gottesdienste.

Der junge Pfarrer des letztgenannten Orts, unser Freund Karl Angermann, war ein ausgezeichneter Kanzelredner, so wie seine kleine Gemeinde noch nie einen besessen.

Man fürchtete daher auch fortwährend, ihn bald zu einer besseren Stelle in einem größeren Ort berufen zu sehen und auf diese Weise seiner verlustig zu gehen.

Mit echter Bauernklugheit verfiel man, um dies zu verhüten, auf das originelle Mittel, daß man jedem Gemeindemitgliede zur Pflicht machte, überall wohin es käme, sei es nun in andern Dörfern oder in den nächstgelegenen Städten, sobald man von dem

Bleichfurter Pastor spräche, denselben recht gründlich herunterzumachen.

Die Absicht war natürlich die, andern Gemeinden keinen Appetit nach diesem schmackhaften Bissen von Pfarrer zu machen, sondern ihn ungestört und ungefährdet möglichst lange allein genießen zu können.

Es ist möglich, daß diese schlaue Politik sich bewährt hätte und Angermann auf lange Zeit hinaus im Besitz seiner jetzigen lieben Gemeinde geblieben wäre, wenn sich nicht Umstände ereignet hätten, welche bewiesen, daß es mit der Voraussicht nicht blos der weisesten und erfahrensten Menschen, sondern auch sogar der Bleichfurter Bauern, beim Lichte besehen, nichts ist.

Heinrich Hammerstein saß in der einzigen Kapelle der Kirche neben Louise.

So geistvoll und beredt der Vortrag seines Freundes auch war, so konnte der Gast sich doch nicht überwinden, ihm seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken.

Seine Blicke und Gedanken hatten fortwährend ein Ziel und dieses war seine holdselige Nachbarin.

Auch diese folgte heute den Worten, welchen sie sonst mit liebender Innigkeit lauschte, nicht mit der gewohnten Aufmerksamkeit.

Auch sie konnte nicht umhin, fortwährend an

den jetzt neben ihr sitzenden Mann zu denken, der in so hohem Grade die Talente und Fertigkeiten besaß, welche sie an ihrem Gatten so schmerzlich vermißte.

Gegen zehn Uhr war der Gottesdienst aus und Louise beeilte sich, sobald man aus der Kirche in das Pfarrhaus zurückgekehrt war, ihre Toilette zu wechseln und sich so zu kleiden, wie es für eine solche halb Winter-, halb Frühlingspromenade räthlich und angemessen erschien.

Angermann hatte schon beim Beginn der Frühkirche seinem Cantor und Schulmeister die wegen Abhaltung der Nachmittagsbetstunde nöthigen Instructionen ertheilt und folglich vor der Hand nichts weiter zu besorgen.

Hammermeister hatte seinerseits keinerlei Voranstalten zu treffen gehabt und stellte sich daher seinen Freunden zur Disposition, sobald es ihnen belieben würde, aufzubrechen.

Es ging damit nicht so rasch als man gehofft hatte.

Dem von Angermann entworfenen Programm gemäß wollte man erst einen weiten Umweg durch mehrere romantisch gelegene Thäler machen, dann die Höhe, auf welcher die alte Ruine stand, ersteigen und in einem noch sehr wohl erhaltenen Thurme, in dessen oberen Stockwerk ein steinerner

Tisch mit Bänken angebracht war, ein kleines Mittagsmahl einnehmen.

Die Sonne schien überaus mild und warm, am Himmel war bald kein Wölkchen mehr zu sehen und man konnte einen jener schönen fast an den Sommer erinnernden Tage erwarten, die um diese Zeit zuweilen eintreten und in den Herzen der Menschen Hoffnungen erwecken, die dann durch wiedereintretende Kälte mit Schnee, Frost und allen andern Annehmlichkeiten des schon überwunden geglaubten Winters bitter getäuscht werden.

Eine Speise- oder Schankwirthschaft gab es natürlich in der einsamen, abgelegenen Ruine nicht und wer in derselben seinen Hunger oder Durst stillen wollte, mußte sich gefälligst selbst etwas mitbringen.

Deshalb schnitt Louise, nachdem sie sich zu dem Ausflug angekleidet, mit Hülfe einer ihrer Mägde eine tüchtige Anzahl Butterbröde mit dem erforderlichen Zubehör von Wurst, Schinken und kaltem Braten, machte davon mehrere sauber in Papier gehüllte Packete und füllte mit denselben sowie mit zwei aus dem Keller heraufgeholten Flaschen Wein zwei jener bekannten Umhängetaschen, deren sich Fußtouristen auf dergleichen Excursionen zu bedienen pflegen.

Von diesen beiden Taschen warf Angermannn die eine und Hammermeister die andere über die Schulter und Louise hing sich ein Körbchen, worin sich Messer, Gabeln, Gewürz, ein paar kleine Gläser und einige andere zu der beabsichtigten offenen Tafel erforderliche Kleinigkeiten befanden, an den linken Arm, während sie in die rechte Hand ihren Sonnenschirm nahm, welcher wahrscheinlich nicht wenig überrascht war, schon zu so ungewohnter Zeit aus seinem Winterschlafe aufgerüttelt zu werden.

So machte die kleine Gesellschaft sich auf den Weg.

Der Anfang desselben führte durch einen Theil des Dorfs und die Bauerweiber, von welchen einige schon in der Kirche den fremden Mann gesehen und sein vertrauliches Geplauder mit Louisen während des Gesanges sehr mißfällig wahrgenommen, schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten, zum Spazierengehen werde es nach der Nachmittagsbetstünde wohl auch noch Zeit sein und es schicke sich für den Herrn Pastor und seine junge Frau durchaus nicht, der Gemeinde mit einem so übeln Beispiel voranzugehen.

Angermann bemerkte, während er grüßend an den Wohnungen der seiner Pflege und Obhut anvertrauten ländlichen Seelen vorüberging, diese mißbilligenden Blicke recht wohl.

Er lächelte aber dazu.

Er wußte recht wohl, daß er deswegen nichts Ernstes zu befürchten hatte und daß er blos wieder eine seiner beredten schwungvollen Predigten zu halten brauchte, um Alles, was man gegen ihn hatte, wieder vergessen zu machen.

Dennoch war er froh, als man das letzte Haus von Bleichfurt im Rücken hatte und sich nun ungehindert der heitern Stimmung hingeben konnte, welche in Folge des schönen warmen Sonnenscheins, der herrlichen reinen Luft und der ermunternden Bewegung in sämmtlichen drei Theilnehmern der kleinen Excursion sich zu entwickeln begann.

Diese Stimmung ward bald eine so gehobene, daß Angermann, ganz vergessend, daß er kaum eine Stunde zuvor auf der Kanzel gestanden, allerhand gute und schlechte Witze durch einander zu reißen begann.

Bei Louise und Hammermeister gab sich diese fröhliche Stimmung in derselben Weise kund wie bei den bevorzugteren und begabteren Klassen der Vogelwelt.

Sie fingen an zu singen.

Sie konnten dies auch ohne Scheu thun.

Weit und breit herum war kein Mensch zu sehen, und es war ordentlich schade, daß die herrlichen zwei-

stimmigen Lieder, welche wie melodische Vorboten des nahenden Lenzes in die Lüfte hinausschallten, keinen Zuhörer weiter hatten als den einen, der sich obendrein im Stillen freuete, als er bedachte, daß er morgen diesen Zwiegesang, der seine Eifersucht rege machte, nicht mehr hören würde.

So erreichte man endlich nach einem beinahe dreistündigen Marsch die Anhöhe, auf welcher die alte malerische Ruine stand, von deren zur Hälfte noch stehendem Thurme aus man ein prachtvolles Panorama der ganzen Umgegend vor Augen hatte.

Hammermeister beeilte sich, dienstfertig die im obern Stockwerk angebrachten Steinsitze nebst dem in der Mitte derselben stehenden Tisch abzustäuben.

Dann wurden die beiden Umhängetaschen und das Körbchen ausgepackt und Louise begann die mitgebrachten Eßwaaren fein und appetitlich auf dem Tische zu arrangiren, während Angermann eine der beiden Weinflaschen entkorkte und die Gläser füllte.

Die alte Burgruine lag ungefähr auf der Hälfte des Weges von Grünheim nach Bleichfurt und, nachdem unsere Freunde von der Richtung des letztgenannten Orts her die zur Zeit ihrer Blüthe für fast unbezwinglich angesehene Burg friedlich eingenommen und sich darin festgesetzt hatten, naheten von der andern Richtung her zwei uns ebenfalls bekannte Persönlich-

keiten, um in Bezug auf die Ruine wahrscheinlich ein Gleiches zu thun wie Hammermeister und seine Freunde.

Es waren, wie der Leser sofort erräth, der alte Uhrmacher und der Fremde, dem er sich zum Führer und Begleiter auf diesem Spaziergange angeboten hatte.

„Seht," sagte Angermann, der so saß, daß er die Richtung, in welcher die Beiden naheten, durch die ihm gegenüber befindliche Fensteröffnung mit den Augen bestreichen konnte, „wie es scheint, sind wir nicht die Einzigen, die heute das schöne Wetter in's Freie herausgelockt hat. Da kommen zwei Herren von Grünheim her ebenfalls die Höhe heraufgestiegen."

Louise und Hammermeister überzeugten sich durch einen raschen Blick von der Richtigkeit dessen, was Angermann gesagt.

Wären die beiden Wanderer schon näher gewesen, so hätte der Notar in dem einen höchstwahrscheinlich den Verwandten erkannt, dessen Bekanntschaft er erst vor wenigen Tagen gemacht.

In diesem Augenblick aber war die Entfernung noch zu beträchtlich, als daß selbst das schärfste Auge Gesichtszüge oder andere charakteristische Merkmale zu unterscheiden vermocht hätte.

„Das ist aber recht störend!" sagte Louise, indem sie ihren kleinen frischen Rosenmund zu einem allerliebsten Schmollen verzog. „Wir waren hier so hübsch

allein und wer weiß, was für unangenehme Menschenkinder es sind, die sich hier zu uns gesellen wollen."

„Ob sie sich zu uns gesellen wollen, ist noch sehr die Frage," bemerkte Angermann in gedämpftem Tone, obschon er durchaus noch nicht zu fürchten brauchte, von den beiden Männern gehört zu werden.

„Jawohl," fügte Hammermeister hinzu; „wenn wir uns so setzen, daß wir von unten nicht gesehen werden können und uns dann fein ruhig verhalten, so ist es leicht möglich, daß die beiden Herren, nachdem sie die Aussicht ein wenig genossen, sich wieder entfernen ohne erst hier diesen alten Thurm zu erklettern."

Man gruppirte sich, Hammermeister's Rath zufolge, in der von ihm angegebenen Weise und sprach von nun an blos flüsternd.

Martin Schüßler und der Fremde kamen mittlerweile immer näher und langsam die Anhöhe herauf.

Der alte Uhrmacher hatte während der verhältnißmäßig kurzen Zeit, wo er an der Seite des Fremden einherschritt, schon mehr als einmal Ursache gehabt, sein zuvorkommendes Anerbieten zu bereuen und der Worte Justinens zu gedenken, welche so entschieden behauptet, daß dem Fremden nichts Gutes ähnlich sehe.

Derselbe war im höchsten Grade schroff und rechthaberisch. Mochte Martin Schüßler nun dieses

oder jenes Thema zur Sprache bringen, so konnte er darauf rechnen, daß sein Begleiter anderer Ansicht war als er, und ihn fast mit dürren Worten der Ignoranz in Dingen beschuldigte, in welchen Martin Schüßler doch ganz genau unterrichtet war.

Letzterer nahm sich daher auch sehr bald vor, sich von diesem unangenehmen Gesellschafter so bald als möglich wieder zu trennen.

Er hatte ihm gleich bei dem Austritt aus dem Städchen die ihm schon von dort aus sichtbare Burgruine gezeigt und vorgeschlagen, diese zum Ziel ihrer Wanderung zu machen.

So weit wollte er ihn nun auch, um sein Versprechen nicht unerfüllt zu lassen, führen, dann aber, nachdem er ihm kurz die hervorragendsten Punkte der Umgegend genannt, sich sofort wieder mit oder ohne ihn auf den Rückweg machen und sich dann seiner für immer entledigen.

Hätte er nicht am Vormittag jene inhaltschwere Mittheilung im Waldenburger Anzeiger gelesen, so hätte er es im Interesse seines Erwerbes für räthlich erachtet, sich von einem anscheinend so wohlhabenden Manne, der noch ein guter Kunde werden konnte, etwas gefallen zu lassen.

Jetzt aber, wo er wußte, das er binnen wenigen Tagen ein Mann von drei- oder vierhunderttausend

Thalern sein könne, war er nicht gemeint, lange die verletzenden Bemerkungen und Grobheiten eines Mannes anzuhören, den er nicht kannte, den er vielleicht in seinem Leben nie wieder zu sehen bekam und gegen den er keinerlei Verpflichtungen hatte.

Die Stimmung, in welcher der Uhrmacher und sein Begleiter die Höhe der alten Burg erstiegen, war daher keineswegs eine so heitere wie die der drei Personen, welche etwa eine halbe Stunde früher von der andern Seite her gekommen waren.

Gleichwohl konnte Martin Schüßler in seiner Gutmüthigkeit, als sie endlich in dem alten Burghofe standen, nicht umhin, in freundlichem Tone zu sagen:

„Nun, wie finden Sie die Aussicht, Herr Baron?“

„Na, es geht,“ entgegnete der blasirte Fremde, welcher sich beim Beginn des Spaziergangs auf Schüßler's schüchterne Erkundigung nach seinem Stand das Prädicat beigelegt, bei welchem sein Begleiter ihn dann natürlich auch nannte.

„Wenn Sie vielleicht mit mir den Thurm ersteigen wollen, Herr Baron, so wird sich Ihnen Alles, was wir hier sehen, noch weit schöner und freier präsentiren,“ fuhr Martin Schüßler fort.

„Das werde ich wohl bleiben lassen,“ entgegnete der angebliche Baron. „Ich kann dieser Umgegend keinen rechten Geschmack abgewinnen. Es

lohnt nicht der Mühe, deswegen diesen Berg zu ersteigen, und nun gar noch dieses alte verfallene Gemäuer hinaufzuklettern, worin man sich höchstens die Kleider schmutzig macht, das fällt mir vollends nicht ein!"

Die Anzüglichkeiten, welche der soit-disant Baron seinem Begleiter bis jetzt gesagt, hatte dieser, als nur ihn berührend, ruhig, wenn auch mit heimlichem Ingrimme eingesteckt. Ihn aber auch so verächtlich sich über eine wirklich schöne Natur aussprechen zu hören, das konnte Martin Schüßler nicht überwinden.

„Herr Baron," sagte er, „entweder haben Sie keinen Sinn für das Schöne oder Sie wollen mich blos ärgern."

„Ich Sie ärgern?" entgegnete der Fremde, indem er seinen Begleiter mit verächtlichem Blicke maß. „Dazu sind Sie mir viel zu unbedeutend."

„Zu unbedeutend? Wie meinen Sie das?" fragte Martin Schüßler, dem nun, wie man zu sagen pflegt, der Wurm über die Leber lief.

Der angebliche Baron nahm eine noch höhnischere Miene an als er bis jetzt gethan, und sagte:

„Ein Mann, der nicht einmal sein Handwerk ordentlich versteht, wird sich doch nicht etwa für einen bedeutenden ausgeben wollen?"

Das war dem alten Uhrmacher doch ein wenig

zu arg und er rief, indem ihm die Zornadern auf der Stirn schwollen:

„Ich verstünde mein Handwerk nicht? Wie können Sie sich unterstehen, so etwas zu sagen? Habe ich Ihnen vielleicht Ihr lumpiges Glas nicht gut genug eingesetzt?"

„Von meinem lumpigen Glas ist keine Rede, wohl aber von der Thurmuhr in Grünheim, die Sie zu stellen haben, und die heute Morgen beinahe eine Viertelstunde zu früh ging."

Der Uhrmacher schlug nun ein lautes Gelächter auf. Daß ein Landwirth, denn als ein solcher geriıte sich sein Begleiter, ihm sagen wollte, welche Zeit es eigentlich sei, das kam ihm förmlich komisch vor und er rief:

„Ich stelle die Thurmuhr nach meinem Chronometer und dieser wird jeden Mittag mittelst des Quadranten regulirt."

„Ich frage den Teufel nach Ihren Chronometern, Quadranten und wie diese nichtsnützigen Dinge sonst heißen mögen. Ich sage, Ihre Thurmuhr geht falsch und damit basta, Sie alter einfältiger Schwätzer!"

„Herr!" rief der alte Uhrmacher, den es trotz seiner achtundsechzig Jahre bei dieser directen Beleidigung in den Fäusten zu jucken begann, „Sie

schimpfen; auf einen Schimpf aber gehört ein Schlag, wissen Sie das?"

„Ja, das weiß ich," entgegnete der Beleidiger.

Zugleich machte er mit der einen Hand eine verdächtige Bewegung hinter dem Rücken, als ob er etwas aus der Tasche seines großen Ueberrocks ziehen wollte.

„Das weiß ich," sagte er nochmals; „ich weiß aber auch, daß ich mir in meinem Leben nie einen Schlag habe anbieten lassen, ohne meinem Gegner sogleich selbst einen zu versetzen."

Und ehe der alte Uhrmacher noch eine Hand zu einer Vertheidigung emporheben konnte, schlug ihm der verkappte Bandit mit einem Instrument, welches aussah wie ein kurzer, starker, aber biegsamer Stock, den Hut vom Kopfe und ließ dann mit Blitzesschnelle und mit vermehrter Kraft auf das entblößte, nur durch das weiße volle Haar geschützte Haupt des alten Mannes einen zweiten so furchtbaren Hieb folgen, daß der Getroffene sofort und ohne einen Laut von sich zu geben zu Boden stürzte.

Rasch bückte sich dann der Mörder, um seinem Opfer durch noch mehrere Schläge vollends den Garaus zu machen, als plötzlich von der Höhe des alten verfallenen Thurms ein gellender Angstschrei erscholl.

Ueberrascht und erschrocken blickte der Bandit auf und sah oben an der Fensteröffnung des Thur-

mes eine händeringende, bleiche, weibliche Gestalt.

Zugleich aber hörte er auch rasche männliche Tritte mit Sturmeseile die steinernen Treppen des Thurms herabkommen und binnen wenigen Secunden sah er, daß er es nun mit zwei großen, starken, jungen Männern zu thun bekommen würde, welche unter lauten Ausrufungen des Zorns und Entsetzens auf ihn zugestürzt kamen.

Er hatte eben nur noch Zeit, das Mordinstrument, dessen er sich jetzt bedient, aus der rechten in die linke Hand zu nehmen und mit der erstern aus der Seitentasche seines Rocks ein doppelläufiges Pistol zu reißen, welches er, nachdem er rasch beide Hähne gespannt, seinen Angreifern entgegenhielt.

Diese ließen sich jedoch dadurch nicht zurückschrecken.

Er drückte, als er dies bemerkte, sofort beide Läufe einen nach dem andern ab und sprang dann über eine niedrige Stelle der Umfassungsmauer auf steilem, ungebahntem Wege den Berg hinunter, an dessen Fuße er im Gebüsch verschwand.

Heinrich Hammermeister war unverletzt, Karl Angermann aber sank von Blut überströmt zur Erde.

Ende des ersten Bandes.



